



Josephas Schaffen.

Novelle von Hermann Sudermann.

Nachdruck verboten.

1. Fortsetzung.

Eine Weile später öffnete sich die Thür mit großem Geräusch, und gefolgt von einem Diener des Hotels, der ganz und gar mit Blumen beladen war, stürmte Josepha herein und flog ihrer Schwester geradeswegs an den Hals.

„Loni, mein herziges Lonerl,“ jubelte sie, „rate einmal, was ich heut erlebt habe! Nein, du kannst es nicht! Aber war das schön, ach! war das schön!“

„Was war denn so schön, mein Schatz?“ sagte Loni, einen kleinen bekommenen Seufzer ausstosend.

„Die Blumen dorthin auf den Pfeilertisch!“ befahl Josepha mit der Miene einer Herzogin, „schonen Sie die Fliederbüsche. — Sie können gehen.“

Der Diener verbeugte sich bis zur Erde und verschwand auf Zehenspitzen.

Josepha schien kaum den Augenblick erwarten zu können, um loszuschwägen. Sie nahm sich nicht einmal die Zeit,

den Pelz abzuziehen. Mit leuchtenden Augen, glühend von der kalten Winterluft draußen und der Wärme hier drinnen warf sie sich in eine Sophaecke, und dann ging's los.

„Denk dir, Lonerl, bei der Frau Gräfin Gradwitz ist's gewesen. Ich hab' grad mit den kleinen Komtessen auf dem Teppich gefessen und furchtbar gelacht, da hat sich mit einemmal die Thür aufgethan und hereingekommen ist — rat mal, wer? — Aber du räst es nicht! Der Prinz Theodor ist hereingekommen mit dem Grafen zusammen und hat gesagt: ‚Wer lacht denn hier so silberhell?‘ Ach — ist das ein schöner Mann, der Prinz Theodor — blutrot bin ich geworden, wie er mich anschaut hat. Und wie die Gräfin mich vorgestellt hat, hat er mir die Hand gegeben und hat gesagt: ‚Ah, unsre kleine holde Geigenfee!‘ Kleine holde Geigenfee hat er gesagt, Loni! Und drauf hat er wohl 'ne Viertelstunde mit mir geredt, und hat gefragt, ob ich wohl bei Hofe spielen wollt! ‚Spielen will ich schon, königliche

Hoheit,‘ hab' ich gesagt, ‚wenn der Hof nur hören will.‘ Und drauf hat er g'sagt, er werd' die Sach' vermitteln und ich soll ihm nur vertrauen. Ach — ist das ein himmlischer Mann, der Prinz Theodor!“

Und sie warf den Zobelmuff in weitem Bogen von sich, lief ihm nach, fing ihn wieder auf und rannte tändelnd und an den Blumen schnüffelnd im Zimmer umher.

Loni hatte sich derweilen ans Fenster gestellt und schaute mit zerstreutem Lächeln auf die Straße hinunter.

„Und hernach, wie ich grad in den Wagen steigen will — wem bin ich da begegnet? Loni, rat mal! Dem Husarenlieutenant bin ich begegnet, dem von vorgestern — du weißt schon!“

„Dieser Husarenlieutenant war derjenige, für den sie die letzten zwei Tage hindurch geschwärmt hatte. Dann zog sie ihr Gesicht in blasierte Falten und ahmte den schnarrenden Gardeton nach: ‚Welches kolossale Glück, mein gnädiges Fräulein! Und stell' dir vor, Lonerl, will mich



Sichernde Rehe. Gemälde von D. Grasshey.  
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

anhalten, auf offener Straße will er mich anhalten, der Mensch! Aber ich hab' mich nur verbeugt, — so hab' ich mich verbeugt — und bin in den Wagen gestiegen. Das Gesicht hättest du sehn sollen, zum Totlachen!"

Sie hatte oder riß vielmehr den Pelz über der Brust auseinander und warf sich in einen Sessel, um freier lachen zu können.

„Und was ist dir sonst noch Schönes passiert?“ fragte Loni, die noch immer in ihren Gedanken lächelnd vor sich niederstarrte.

„Schönes? ich wüßt' nix,“ sagte Josepha nachsinnend, „die Baronin Rotha hat uns zum Thee geladen auf übermorgen — schau mal halt nach, ob wir noch frei sind, Lonerl — und der Herr Kommerzienrat, wie heißt er doch gleich — ja, Löwenberg heißt er! — hat mir vier Pralinees geschenkt — ich! die hab' ich im Wagen liegen lassen — schau doch mal nach, Lonerl, ob sie beim Portier abgegeben sind; oder laß nur, sie werden sie schon raufbringen — 's wär schad drum, kandierte Paraniisse waren drunter — ja und was gab's doch sonst noch? Richtig Lonerl, hahaha... das war zu drollig, hahaha, steig' ich eben die Treppe rauf, kommt ein Mensch runter — aussehn that er so so lala — greift nach dem Hut, wie er mich sieht und wirft mir dabei einen Blick zu, einen Blick — hu, mich schaudert's, so wütend war der — — ich aber, nicht faul, bleib' vor ihm stehn und schleuder' ihm den Blick zurück — so siehst du Lonerl, so! — Wenn er da nicht Angst bekommen hat! Und gleich darauf plap' ich los und die Treppe hinauf wie der Wind! Ist das nicht zum Totlachen Lonerl? — — Aber du lachst ja gar nicht? Warum lachst du nicht, Lonerl?“

Diese war bei Josephas letzten Worten rot und blaß geworden, hatte den Kopf hinter der Gardine verborgen und wagte kaum zu atmen.

Josepha merkte sofort, daß hier nicht alles war, wie es sein sollte. Sie eilte auf die Schwester zu, umschlang sie mit ihren zwei schmeichelnden Armen und versuchte ihr prüfend ins Auge zu schauen.

Und dann plötzlich jubelte sie hellauf.

„Loni, juchhe Loni, du bist verliebt.“

Diese verbarg das glutüberströmte Antlitz in ihren Händen; aber im nächsten Augenblicke richtete sie sich auf, strich sich ein paar halbgelöste Flechten aus der Stirn zurück und sagte ernst:

„Nimm die Geige, Sephi. Es ist Zeit.“

## IV.

Als Loni an demselben Abend hinter ihrer Schwester den Wagen bestieg, welcher beide zu dem \*\*\*Gesandten abholte, hörte sie plötzlich Josepha hell aufschreien und sah, wie sie halb lachend, halb erschrocken mit beiden Händen in den Richterstein hinauswies, welcher den Vorplatz des Hotels erfüllte.

Dann rief sie: „Schau Lonerle, schau, da ist der Mann mit dem wütenden Blick!“

Loni fühlte ein heftiges Erschrecken, sie neigte sich hinaus; aber schon rasselte der Wagen von dannen.

„Diesmal hat's dir gegolten,“ plauderte Josepha weiter, „ach, wie er dich anstarrte, als ob er dich verschlingen wollt' mit Haut und Haar und den Violinkasten dazu.“

Loni erwiderte nichts. Sie lehnte sich in den Wagen zurück und schloß die Augen. Mit einem nie gefannten Wohlgefühl umschmeichelte sie das Bewußtsein, daß dort jemand stand, der auf sie gewartet hatte, der ihr nachschaute, dieweil der Wagen in die Weite fuhr.

Jetzt war sie nicht mehr bloß Josephas Schatten, jetzt war sie auch um ihrer selber willen auf der Welt.

Als die festlich erleuchtete Fagade des Palastes vor ihren Blicken auftauchte, schaute sie erstaunt und befremdet in die Runde. Wie seltsam schön, wie gaslich sah das alles aus, wie freundlich schaute es auf sie hernieder und glich doch auf ein Haar dem öden Schaugepränge, in dem sie sich allabendlich umherbewegte. Die Schweizer, welche mit ihren Hellebarden am Fuße der Treppe Wache standen, schienen ihr ermunternd zuzulächeln, die Kavaliere, welche vor den Thüren der Garderoben warteten, hatten einen grüßenden Blick auch für sie in Bereitschaft, melodischer mochte das Brausen des Menschenmeeres an ihr Ohr, selbst die Kandelaber, welche die Fülle ihres Lichtes verschwenderisch um sich streuten, schienen heller auf sie nieder zu leuchten.

Als sie den Geigenkasten, der ihrer Obhut unterlag, in Sicherheit gebracht hatte und am Arme ihrer Schwester die Salons betrat, hätte sie laut aufjubeln mögen — „seht mich an — ich bin nicht mehr Josephas Schatten — ich bin ich, ganz für mich allein, und daheim steht jemand —“

Sie erschrak vor dem Schwall der Gedanken, der auf sie hereinströmte, und schmiegte sich enger an die Schwester, die lachend und strahlend durch die Reihen schritt, mit dem Herrscherbewußtsein des Weibes, das sich heimlich von allen Seiten bewundert sieht.

Für einen Augenblick war ihr zu Mute, als hätte sie Josepha ein Unrecht abzubitten, doch als sie dieselbe daraufhin von der Seite ansah, wurde sie gewahr, wie sie soeben mit einem der Offiziere, der für heute als der schönste zu gelten schien, hinter dem Fächer hervor verstoßen kofettierte.

Da zog sich ihr Glück, das sich so kühn ans Licht gedrängt hatte, beschämt in ihre tiefste Seele zurück, wie eine Schnecke ihre Fühlhörchen einzieht, wenn etwas Unbekanntes ihren Weg gekreuzt, und während sie bald wieder unbeachtet in ihrem Winkel saß, drängten sich ihr die Fragen auf: „Was soll ich hier? was habe ich mit diesen Menschen zu schaffen, die nicht Fleisch sind von meinem Fleisch und nicht Geist von

meinem Geist? die mir ewig Fremde bleiben werden in ihrem Neide, in ihrem Hass und fremder noch in ihrer Liebe.“

Mitten in dem Ballgewühl, in dem Glanz von Brillanten und Ordenssternen, beim schmeichlerischen Klange des Orchesters, stieg vor ihrem Auge die kleine, schlichte Heimathütte auf, und tief in den Schatten einer Palme zurückgelehnt träumte sie, die Augen schließend, den Traum der Kindheit noch einmal durch. Sie sah sich, ein stilles, anspruchsloses Kind — ohne Schönheit, ohne hervorragende Begabung — schaltend und waltend neben der Mutter, die langsam dahinsiechte — dem Vater zu folgen, der schon seit langem seinen geliebten Platz an der Orgel der Pfarrkirche mit einem stilleren Plätzchen fünf Schuh tief unter der Erde vertauscht hatte. Und sie sah neben sich, wie eine fremde Wunderblume, die sich in einen nordischen Waldwinkel verirrt hat, die Schwester erblühen, vergöttert von allen, umschmeichelt und verwöhnt, der Stolz, die Hoffnung, der Sonnenglanz des ganzen Hauses.

O, sie war nie neidisch gewesen, mochte das Schicksal auch mit verschwenderischer Hand über dem Kinde all' die Gaben ausgestreut haben, die es ihr selbst versagt hatte. All' ihre ehrgeizigen Träume beschränkten sich ja darauf, ihm den Weg des Triumphes zu erleichtern und so einen bescheidenen Anteil zu gewinnen an dem Glücke, welches ihm verheißt war.

Auch an Felix dachte sie zurück, den Sohn des wohlhabenden Nachbarn, der mit der Schüchternheit seiner grünen Jugend heimlich hinter ihr herstiefelte und von dem sie manches anspruchslose Liebeszeichen noch heute im verschwiegsten Winkel ihrer Schublade barg.

Ihm hatte der erste, der einzige Traum ihres Herzens gegolten. Aber ach, wie bald war sie von der eisernen Hand des Schicksals daraus emporgerrüttelt worden!

Als sie sechzehn Jahre alt geworden, schloß die Mutter die Augen. Heimatlos standen die beiden Waisen in der Welt. Da war ein Bruder ihres Vaters, der in Wien ein Vorstadtorchester dirigierte und zum Begräbnis der Schwägerin herzugereist gekommen, auf das Talent der kleinen Josepha aufmerksam geworden. Er gedachte Kapital daraus zu schlagen und nahm die beiden Waisen mit sich in die große Stadt. Trübe Zeiten folgten. Loni, deren Sinn in schlichter, kleinbürgerlicher Ordnung festgewurzelt war, mußte die ganze Misere verkommener Künstlerexistenzen durchkosten. Josepha litt weniger dadurch, sie träumte schon von Lorbeeren, Kronleuchterglanz und Beifallsgetöse. Aber vielleicht würde sie über das Niveau einer Vorstadtfidlerin niemals emporgestiegen sein, wenn nicht der Oheim zur rechten Zeit am Trunke gestorben wäre. Wieder standen die Waisen verlassen da. Die Not gab Loni's schüchternen Seele den Mut, an die Thüren berühmter Musiker zu pochen und für Josepha zu erbitten, was sie für sich selber nimmer zu bitten gewagt hatte. Eine alte vornehme Dame fand sich, welche mit dem Nimbus der Wohlthäterin ihr graugewordenes Haupt vergolden wollte. Sie nahm die Schwestern mit sich nach Paris, und dort endlich kam Josepha in die Schule, welche ihr Talent zu frühreifem, künstlerischem Können emporheben sollte. Hier auch geriet Loni in das Getriebe der vornehmen Welt, in dem sie sich fortan gebannt sah, ohne sich jemals heimlich darin gefühlt zu haben.

Erst heute wieder nach langen Jahren war es wie ein Hauch der Heimat über sie hingeweht. Heute fühlte sie mit bebendem Herzen, wohin sie gehörte und wohin die Sehnsucht, die geschlummert hatte die ganze Zeit hindurch, sie zurückrief.

Aus ihren Träumen schreckte sie Josepha empor, die sie hastig zum Klaviere hinwinkte. In strahlenden Reihen sah sie die Gäste vor sich versammelt. Sie seufzte tief auf; was gingen sie heute die fremden Menschen an? Spielen möchte sie, spielen, als ob sie allein wäre auf der weiten Welt, allein mit ihm. Zu ihm wollte sie sprechen, ihr übervolles Herz in Tönen sich verbluten lassen.

Ihre Hände glitten über die Tasten, als ob sie Flügel hätten. Weit hin fühlte sie sich getragen, über Berg und Thal hin zu der Heimathütte, wo das Glück ihrer Jugend weilte.

Alles verschwand im Nebel ringsum, selbst die Töne der Geige schienen schwächer und schwächer zu werden und verklangen allgemach.

Ein Mißton, grell und schneidend, fuhr ihr durch Mark und Bein. Verwirrt, erschrocken wandte sie sich um und fing einen zornsprühenden Blick auf, den Josepha ihr zuwarf. Durch die Reihen der Gäste ging ein leises Rauschen und Zischeln — Fächer klappten auf und zu und verstohlenen Richern mischte sich darein.

„Noch einmal!“ hörte sie Josephas bebende Stimme. Ganz betäubt, ohne zu wissen wie, spielte sie ihren Part zu Ende. Als sie sich erhob, war ihr zu Mute, als müßte sie zusammensinken. Krampfhaft klammerte sie sich an die Lehne des Stuhls, während Josepha mit einem Achselzucken den spärlichen Beifall quittierte, und dann auf die Wirthe zuzuging, um ihr die Unmöglichkeit des Weiterspielens auseinander zu legen.

„Verzeih' mir, Sephi, ich bin nicht wohl heute,“ flüsterte sie der Schwester zu, als diese zurückkehrend an ihr vorüberlief. Aber Josepha würdigte sie keines Wortes. Sie ging ihr auch späterhin aus dem Wege und ließ ihre böse Laune überreichlich an den Herren aus, die sie wie immer umdrängten.

In dem Wagen, der die Schwestern heimwärts führte, herrschte ein herzbelemmendes Schweigen. In Loni's Seele wühlte eine dumpfe Angst, als ob sie ein schweres Verbrechen an der Schwester begangen hätte. Sie ergriff abtrottend ihre Rechte, aber Josepha schüttelte sich und warf sich schmollend in die Ecke. Der Druck, der auf Loni lastete, schnürte ihr

fast die Kehle zusammen, sie hätte laut aufschreien mögen, um sich Luft zu machen, aber sie schwieg, wie sie immer geschwiegen hatte. Wie durfte sie zeigen, was in ihr mochte und wühlte — sie, die nichts war, als ein Schatten — Josephas Schatten.

Erst, als sie im Bette lag und das Dunkel der Nacht ihren Kummer mit mitleidigem Schleier verhüllte, wagte sie sich ihm zu überlassen, und unaufhaltsam strömten ihre Thränen in die Rissen.

## V.

„Sag, Lonerl, um alles in der Welt, was war gestern in dich gefahren?“ rief Josepha, die ihre üble Laune ausgeglichen hatte und vergnüglich an einem Frühstückbröckchen knusperte. „Du hast ja g'spielt, als sollte dir bei jedem Tone ein Zahn gezogen werden. Lonerl, Lonerl — hätt'ist mich beinah in die Patsche geritten!“

„Und du hast mich hart genug dafür bestraft,“ sagte Loni.

„Bestraft — hu, was du für Worte hast! meinst wohl, weil ich ein bißel gebodt hab'? Bitt' di, Schwesterherz, sollt' ich dir vielleicht um den Hals gefallen sein dafür? Der heilige Nepomuck mag wissen, wo du mit einemmale all' die Mägdchen hergenommen hast — bei e, e, gis, laß ich den Ton auf gis ruhen, und du, was thust du? — Lonerl, scham di was.“

Loni schwieg und sah in die Weite.

Sie begann sich auf die Stelle wohl — sie hatte nach ihrem eigenen Herzen spielen — sie hatte hineinlegen wollen, was der Augenblick ihr eingab. Und das war nun die Folge.

Aber geschah ihr nicht recht? Was fragte die Welt nach ihrem Herzen? Was kümmerte sie sich um ihre Eingebungen? — der Schwester alles Licht, ihr nur der Schatten!

„Aber weißt was, Lonerl,“ fuhr Josepha fort, „grämen mußt dich nicht — für das G'sindel war's lange gut genug, da gab's nicht ihrer drei, die was von Musik verstanden, und wenn sie noch mal so faul sind im Klatschen — dann spielen wir ihnen überhaupt nix mehr!“

Loni lächelte. Wie wäre es möglich gewesen, diesem übermütigen Geplauder gegenüber länger zürnen zu wollen? Weiß Gott! Es waren goldene, zierliche Ketten, welche die Schwester ihr angelegt hatte, und sie gaben beim Aneinanderschlagen einen gar lieblichen Klang — aber Ketten waren es doch und sie konnten schnüren bis aufs Blut; das hatte der gestrige Tag bewiesen. — Aber Josepha sprang lachend auf sie zu, umschlang sie mit ihren weißen, weichen Armen und umschmeichelte sie so lange, bis der letzte trübe Schatten von ihrer Stirne wich und das Glück, das ihr heute wieder aufs neue werden sollte, sie fröhlicher anlachte denn je zuvor. Und dabei fiel ihr ein, daß die Stunde Seines Kommens näher und näher heranrückte, und daß bis dahin Josepha fortgeschafft werden mußte — um jeden Preis.

Die aber hatte sich auf die Chaiselongue gestreckt und schien nicht die mindeste Lust zu spüren, vormittags auf die Wandererschaft zu gehen.

Zentnerschwer lag es ihr auf der Brust — es war zum erstenmale, daß sie ein Geheimnis vor der Schwester hatte; daß sie mit Winkelzügen zu ihrem eigenen Nutzen etwas von ihr erlangen wollte. Endlich faßte sie sich ein Herz und begann mit niedergeschlagenen Augen: „Willst du denn heute keine Besuche machen, Sephi?“

Josepha reckte sich und lachte.

„Besuche? nach unserm gestrigen Fiasco?! ich werde mich ein halbes Jahr in die Wüste zurückziehen und als Büßerin Magdalene leben.“

„Nimmst du's dir wirklich so sehr zu Herzen?“ fragte Loni erschrocken.

„Ich werde sterben daran,“ sagte Josepha dumpf, und dann jubelte sie und fiel der Schwester um den Hals.

„Aber du solltest doch lieber ausgehen, Sephi,“ bat diese beklommen, „du wirft — dich zerstreuen — die Menschen werden dir, dir — —“ und unter dem klugen, prüfenden Blicke Josephas wandte sie verwirrt und erröthend das Antlitz zur Seite.

Diese blinzelte für einen Augenblick schlau zu ihr hinüber und ging sodann mit übergroßen Eifer auf ihren Vorschlag ein.

Ein minder argloses Gemüt, als Loni es war, hätte auf der Stelle Unrat wittern müssen; aber sie war so ganz von Scham erfüllt über den gelungenen Trug, daß jeder andere Gedanke daneben verschwand.

Es war halb zwölf, als Josepha mit Pelz, Hut und Schleier reisefertig am Fenster stand, die Equipage des Hotels zu erwarten, da schrie sie plötzlich hell auf und winkte die Schwester zu sich heran.

„Sieh, sieh! da steht er wieder, der Mann!“

„Welcher Mann?“

„Der mit dem wütenden Blick, du weißt schon.“

Loni erblickte. Die Kniee zitterten ihr — sie mußte sich an einer Stuhllehne festhalten.

„Aber was hast du, Lonerl?!“ rief Josepha verwundert, „komm — bitt' dich — komm rasch!“

Wahrhaftig, dort stand er, das kleine Hütchen, das so schlecht zu dem schlanken, schmalen Körper passen wollte, tief in die Stirne gedrückt — die Hände in den Rocktaschen vergraben und von Zeit zu Zeit die Hacken aneinander schlagend, denn es war bitter kalt. Er hielt den Blick unablässig auf das Portal gerichtet, wohl weil er sich von Josephas Entfernung erst überzeugen wollte, ehe er die Stiege zu ihrer Wohnung hinanschrift.

„Aber wütend scheint er heut' nicht,“ sagte Josepha lachend. „Im Gegentheil, ganz ängstlich schaut er drein —“

weiß was, Loni? ich werd' mir den Mann mal anhalten, Red' soll er mir stehen!"

„Um Gotteswillen!“ schrie Loni auf.

„Was hast du, Schwesterherz? warum nicht?“

„Wie kannst du, Sephi — einen fremden Menschen,“ stammelte Loni von Blut übergossen, da sie nicht wußte, wie sie Josephas prüfenden Augen entrinnen sollte.

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen vor's Portal.

„Um drei bin ich wieder da!“ sagte Josepha, drückte der Schwester einen Kuß auf die Stirn und flog trällernd von dannen.

Loni wagte kaum zu atmen. Die Hände gegen die Brust gepreßt, starrte sie auf den Vorplatz hinunter. Wenn Josepha ihren tollen Einfall verwirklichte, war alles verraten. Aber, Gott sei gelobt, sie begnügte sich, einen schelmischen Seitenblick zu ihm hinüber zu werfen, dann kletterte sie in den Wagen und fuhr von hinnen.

Loni trat vor den Spiegel. Ihr Busen flog, ihre Wangen glühten, ganz verwildert erschien sie sich in ihrer Angst. Dann horchte sie in atemloser Spannung nach der Treppe hinaus, bei jedem Schritte zusammenfahrend, der an der Thüre vorüberschlüpfte. Und endlich pochte es. Sie wollte „herein“ rufen, aber die Stimme versagte ihr. Sie wankte selber zur Thüre, um sie zu öffnen.

Da stand er vor ihr.

Mit seinen hübschen, dunklen Augen, seiner linkschen Gestalt und seinem schüchternen, treuherzigen Lächeln.

Er streckte ihr die breiten roten Hände entgegen und schien glücklich, ungefährdet und unangehalten sein Ziel erreicht zu haben.

Sie winkte ihm einzutreten und sank dann erschöpft und nach Atem ringend in einen Sessel.

„Um Jesu willen, Loni, was hast du?“ rief er auf sie zuweilend.

Sie wehrte ihn hastig von sich ab.

„Daß nur,“ stammelte sie, „es ist schon vorüber.“

„Hab' ich dich erschreckt?“ fragte er.

„Nein, das nicht, aber —“ und sie brach plötzlich in Thränen aus.

Sprachlos starrte er auf sie nieder — und da ihm fürder kein Trostwort einfiel, so rannte er wie ein Besessener im Zimmer umher. „Gewiß ist die Josepha wieder dran Schuld!“ brummte er, zwischen Zorn und Beklommenheit kämpfend.

„Ich bin dran schuld,“ schluchzte sie, die Hände vom Gesicht lösend, „ich ganz allein. Wie komm' ich auch dazu, mich auf solche Abenteuer einzulassen, ohne Josephas Wissen und Willen. Was bin ich denn ohne Josepha! ich bin ja so unselbständig, so hilflos, mir ist zu Mute, als sänt' ich einen Abgrund hinunter, wenn sie nicht dabei ist.“

„Das soll halt anders werden, Loni,“ sagte er.

Sie schaute in jähem Erschrecken zu ihm auf. „Anders?“ stammelte sie. „Wie soll's anders —“

„Hör' mich an,“ sagte er, ihre Rechte erfassend, „ich habe viel über dich nachgedacht, die ganze Nacht hab' ich nach gelegen und nachg'onnen, wie dir zu helfen wär, denn so geht's nicht weiter, Loni, das muß dir selber längst klar geworden sein. Du bist viel zu schad' dazu, deiner Schwester die Schleppen zu tragen und dich herumstoßen zu lassen unter Krethi und Blethi! Du hast nun genug an ihr gethan, nur durch deine treue Lieb' ist sie so weit gekommen, und wenn's nach Recht und Gerechtigkeit ginge, so müßten dir all' die Lorbeerkränze zufallen, die sie sich einheimst.“

„Hör' auf, Felix!“ rief sie, wie entsetzt vor einem ungeheuerlichen Bilde die Hände gegen ihn ausstreckend.

„Nein, ich hör' nicht auf, fällt mir nit ein aufzuhören, dir fehlt schon lang' einer, der dir sagt, wie die Sachen stehen, sonst fündst du dich eines schönen Tags als Dienstmagd bei deiner Schwester in Lohn und Brod und weißt selber nit, wie es gekommen.“

„Du lästerst mir die Schwester, Felix,“ sagte sie furchtsam zu ihm aufschauend.

„Was geht mich deine Schwester an?!“ rief er, immer mehr in Eifer geratend, „ich gönne ihr den Ruhm von ganzem Herzen, und möcht' sie so viel Gold und Ruhm einern, als sie irgend noch schleppen kann! Aber dich will ich retten, Loni, du sollst wieder dahin, wo du hin gehörst.“

„Und wo gehör' ich denn hin, Felix?“ rief sie, ihm voll ins Auge schauend. „Sag's mir doch, wenn du's so genau weißt.“

„Zu uns, in unsere Heimat!“

„Was soll ich da?“ fiel sie ihm mit bitterem Lächeln ins Wort, „was hab' ich da zu suchen? Meinst du etwa, man kehrt ungestraft der Heimat den Rücken? meinst du vielleicht, es gäb' noch einen Einzigen daheim, der mir die Arme entgegenstrecken würde? Nein, Felix. Neun Jahre sind eine lange Zeit, ich bin derweilen fremd geworden bei euch, ach! so fremd!“

„Hör' mich doch weiter an,“ sagte er, an seiner Unterlippe kauend.

Aber sie in ihrem Eifer fuhr fort: „Und wer sagt dir denn, daß ich mich selber noch glücklich fühlen könnte daheim, daß mir nicht alles zu eng erscheinen würd' und zu arm und zu kleinlich, daß ich nicht ewig mich zurücksehnen würd' in die freie, große Welt, in der ich so lange mich umhergetrieben. Und wenn der Schwester ein Unglück zustößen würde, glaubst du, daß ich's je verwinden könnt'? Glaubst du, ich würde die Selbstwürde nicht mit mir herumschleppen bis an mein Lebensende? Wie wollest du das verantworten, Felix?“

Während ihrer Rede war er blaß geworden wie der Kalk an der Wand. Die Arme sanken ihm schlaff vom Leibe und der Hut entfiel seiner Hand. Mit aufgerissenen Augen starrte er sie an, und tief aufseufzend, als ob er aus einem

Traume erwache, murmelte er: „Dann, freilich, dann ist's was anders, Loni, dann — bitt' ich schön um Verzeihung, daß —“ von einem Schauer durchschüttelt sprang er auf und trat ans Fenster, mit finsternem Blicke in die Weite schauend.

„Du mußt mich recht verstehen, Felix,“ flüsterte sie. „Ich bin nicht stolz geworden. Ich hab' dir ja gestern — aber kehre dich doch um, Felix — hab' ich dich denn gekränkt?“

Er lachte kurz und bitter auf.

„Warum solltest du mich kränken?“ sagte er, „du weißt ja, daß ich's nur gut mit dir gemeint hab'.“

„So komm, Felix, und mach' kein grimmig Gesicht. Schau nur, ich hab' ja die Liebe zur Heimat treu im Herzen behalten all' die Jahre hindurch, und als ich gestern deinen Namen las, da — aber — du mußt mich nicht so anschau'n, Felix — da ist mir die Freude wie lauter Flammen durch die Glieder gefahren, und all' die Stunden, seit du weggingst gestern, hab' ich an dich zurückgedacht, und in dir ist mir die Heimat wieder so lieb und traut vor die Seele gestiegen, als ob — — — Jesus Maria . . .“

„Da bin ich schon wieder,“ lachte Josepha zur Thüre herein, die sie rasch und geräuschlos geöffnet hatte.

Wie vom Blitz getroffen stoben die beiden auseinander.

„J, da soll doch der Gottseibeius,“ stammelte Josepha und biß vor Staunen in das Pelzwerk des Muffs hinein. Und dann brach sie in ein Gelächter aus und warf sich in einen Sessel.

„Loni, Loni, Schwesterherz, was treibst du da für Sachen? Willst mir nit sagen, wer der fremde Herr —“

Hoch aufgerichtet trat Loni vor sie hin. Alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen.

„Josepha,“ sagte sie, „in diesem Tone darfst du mit deiner Schwester nicht reden, das hat sie nicht um dich verdient. Fremde ist dieser Herr nicht — sieh' ihn dir doch an — er hat dich wohl mehr als einmal auf den Arm genommen.“

Josepha ließ einen Laut der Verwunderung hören, näherte sich ihm und besah ihn sich mit ungläubig forschendem Auge, wie ein Kind, dem ein Wundertier gezeigt wird.

„Sie,“ sagte sie, „erst schau'n's so wütend drein und jetzt wann ich Ihnen näher rüel', zittern's wie Espenlaub — wann haben's mich auf dem Arm gehalten, Sie?“

Loni mußte sich ins Mittel legen, denn er, der vorhin so tapfer gegen Josepha gesprochen hatte, schien vollends gelähmt durch ihre Gegenwart. Er war nicht imstande, die Augen zu erheben, nicht imstande, ein einziges Wortlein hervorzubringen. „Wenn du unsere Heimat noch nicht ganz vergessen hast, wenn du noch eine Erinnerung für sie übrig hast,“ sagte sie, „so mußt du doch wissen, wer Felix Hirtel war!“

Josepha sann nach, und um ihr Gedächtnis zu unterstützen, schnalzte sie mit den Fingern. „Jesses, Jesses,“ rief sie dann, „der Felix — der Felix Hirtel — war das nit der lange Schmarrn mit 'n arm' Sünderg'sicht, der immer hinter dir herstieg — uel! War das nit deine erste Lieb', Loni?“

Nun war die Reihe an Loni, zu erröten und stillzuschweigen.

Josepha besah sich das ergögliche Doppelschauspiel, tänzelte im Zimmer umher und wollte sich schier tot lachen. Dann wurde sie wieder ernst, faltete die Hände und sagte: „Aber, Kinder, hab't's doch ein bißel Courage. Du, Loni, und Sie, Herr — Herr Hirtel, nit wahr — Sie können ja so wütende Augen machen — machen's mir halt wieder ein Paar —“

In ihrer ganzen sinnbestrickenden Lieblichkeit stand sie vor ihm. Ihr Pelz war zurückgeschlagen, enthüllte die weichgewellten Linien ihres Oberkörpers und ließ den vollen, weißen Hals frei, der in matter Olivenfarbe leuchtete. Um ihre üppig geschürzten Lippen spielte ein Lächeln fecker Schelmerei, und aus den Augen, die sich sonst so schwärmerisch zu verschleiern verstanden, bligten eitel Übermut und Siegesgewißheit.

„Also, Herr Felix Hirtel,“ fuhr sie fort, „da ich kein brav sein will und versprech', Sie nicht zum Frühstück aufzueffen, so kommen's a mal her und geben's mir a Patschhand, na — wenn's nit wollen! — und du, Loni, nit für ungut, wenn i g'stört hab'.“

„Josepha!“ sagte diese verweisend.

„D doch, i geh' ja schon wieder,“ lachte sie und machte Miene hinauszulaufen. Von der Thüre her nickte sie ihm noch einmal schelmisch zu, als verwies sie ihn heimlich auf ein Wiedersehen.

Aber Loni eilte hinter ihr her und bat sie eindringlich, ihr die Freude des Wiedersehens nicht zu vergällen, denn wenn sie jetzt ginge, so würde sie ihrem Jugendfreunde nie mehr gestatten, zu ihr hinaufzukommen.

„Aber ist's nit ganz trefflich ohne mich gegangen?“ sagte Josepha mit einem boshaften Kichern.

Loni wollte antworten, aber in diesem Augenblicke trat Felix zwischen die beiden Schwestern. Sein ganzer Troß war in ihm erwacht, er fühlte dunkel, daß er sich lächerlich gemacht hatte, er wollte sich von diesem kleinen Fräulein nicht länger verspotten lassen.

„Ich weiß wohl,“ sagte er, „daß ich dem Fräulein Josepha hier lästig falle; ich bin kein feiner, geschwiegelter Herr und die Worte weiß ich nicht zu dreheln und zu drehen. Aber treu hab' ich's gemeint, das kannst du gewiß sein, Loni! Leb' wohl und trag' dein Unglück weiter, wir werden uns wohl nicht wiedersehen; denn mit Ihnen, Fräulein Josepha, will ich nit zu schaffen haben!“ — Sprach's und war verschwunden.

(Schluß folgt.)

## Walddiptych.

(Zu dem Bilde „Sichernde Rehe“ von D. Grasshey.)

**E**in Sommermorgen im Hochwald! Wer von den Großstädtern, den in atemlosem Hasten und Drängen nach Gewinn und Genuß ruhelos Dahingetriebenen, es einmal erfahren hat, wie wunderbar schön und köstlich das ist, bei Tageserwachen durch einen deutschen Forst, der in voller sommerlicher Belaubung dasteht, einsam dahinzuziehen und den tausendfältigen Reiz der Waldnatur auf sich wirken zu lassen, — der vergißt's sicherlich nie mehr, und bei all dem bunten und aufregenden Leben, in dem er wie auf einem starken Strom dahintreibt, bleibt ihm eine Sehnsucht nach dem Waldesfrieden, ein „Waldbweh“ (wie Auerbach es poetisch schön bezeichnet) im tiefsten Herzen zurück.

Empfindet so schon der Mensch im allgemeinen, wie muß diese Empfindung sich im Künstler steigern, der die Natur allzeit mit liebendem Auge anschaut, immer bereit, ihr den höchsten Reiz, die holdeste Anmut, den Moment größter malerischer Schönheit abzulauschen, um sie im Bilde zu verherrlichen — zu des Schöpfers Ehre und der Menschen Freude und Wohlgefallen! Den leidet es schon gar nicht zwischen den hohen Häusern der menschenwimmelnden Stadt, in den endlosen Straßen, in Rauch und Qualm und Getöse: ihn zieht es übermächtig in die freie Natur, in die erquickliche Lebensstille von Wald und Feld hinaus, und oft, ehe noch die Sonne am Horizont emporgestiegen, zieht er mit Mappe und Stift in die tauige Morgenfrühe hinaus, den holden Odem der erwachenden Natur einzuzugnen, sein schönheitsdürstiges Auge zu sättigen an den frischen Reizen von Flur und Feld, Wald und Wiese.

Folgen wir ihm auf seinem stillen Wege? Belauschen wir ihn ein wenig in seinem künstlerischen Thun und Treiben, und suchen einmal die umgebende Natur mit seinem Auge anzuschauen? Warum nicht! — Auf moosigem Pfade betreten wir mit ihm den alten herrlichen Wald! —

Welche wunderbare Stille ist rings umher ausgebreitet! Leise nur rauscht die Morgenluft in den Wipfeln der riesenhaften Bäume; im Unterholz regt sich kein Blatt. Schmetterlinge flattern mit unstättem Flügelschlage über den süßduftenden Thymian dahin, und schwärmende Bienen, die sich früh an die Arbeit gemacht, treiben in den zarten Blüthenlocken der Eriken ein geschäftiges Leben. Stille und Frieden so weit das Auge trägt, das Ohr vernimmt — tiefe, seelenbesänftigende Lebensstille! —

Der junge Künstler hat sich auf einen moosigen Baumstumpf niedergelassen und blickt tief beglückt umher. So schön und feierlich ist ihm der Wald seit lange nicht erschienen; mit allen Sinnen saugt er seinen Reiz in sich ein. —

Inzwischen hebt sich die Sonne höher und höher. Im dichten Unterholz schnipst und zirpt und stötet es in allerlei Tönen und Weisen, leise und laut, wehmütig und zärtlich, und an der alten, wetterzerkausten, wipfeldürren Eiche, die sich hoch in den sonnigen Morgenhimmel emporhebt, beklopft der Buntspecht die Rinde, als schlänge er den Taft zu dem vielsinnigen Konzert, das unter ihm im dichten Laube sich hören läßt. Lächelnd schaut und lauscht der Künstler in all das holde Weben und Leben der Waldnatur hinein, läßt sich von Licht und Luft und Ton und Farbe selig überfluten. Raum bleibt ihm für die wonnige Naturstimmung noch ein Wunsch übrig, und doch soll die holde Morgenstunde noch einen hohen Reiz mehr empfangen. Die Natur will dem jungen Künstler, der sie so oft und liebevoll verherrlicht hat, heute den Becher des Glückes bis zum Rande füllen. . . .

Ein leises Geräusch im Unterholz, noch fern, aber näher kommend, jagt dem Maler einen seligen Schrecken ein; er ist Jäger genug, um zu wissen, was da naht . . . tief duckt er sich hinter dichtes Gebüsch und verharrt lautlos, regungslos.

Da! ein herrlicher Rehböck und ihm zur Seite ein zierliches Schmalreth, sind auf die Blöße hinausgetreten, um am klaren Waldwasser ihren Durst zu stillen. Nun stehen sie da — Leben und Spannung in jedem Zoll ihres Körpers — und „sichern“; ein verdächtiger Laut, eine Regung, ein Hauch, den ihnen die streichende Morgenluft zugetragen, spannt ihre Aufmerksamkeit zu höchster Schärfe an.

Entzückt beobachtet sie der lauschende Künstler; er wagt kaum zu atmen, um sich nicht zu verraten; mit vor Erregung zitternden Händen wirft er die Konturen der lieblichen Tiergruppe, die wie ein bezahltes Modell feststeht, auf das Papier hin, innerlich seinem guten Glücke dankend, das ihn zu dieser Stunde und zu diesem Platz hinausgeführt. . . .

Doch das Glück ist, wie stets im Leben, flüchtiger Natur. Ein häßlicher Laut, das Klaffen eines Hundes von der Weide drüben, klingt in die sichere Stille des reizenden Idylls hinein, und wie auf Federn emporgeschmetzt haben Bock und Schmalreth sich gewendet und sind mit den ihnen eigenen leichten, elastischen Sätzen im nächsten Moment den Augen des Malers entchwunden.

Lächelnd blickt der Jüngling ihnen nach, folgt ihnen mit der Phantasie bis in das ferne schützende Dickicht, wo sie halt machen und nunmehr mit dem Gehör allein ebenso sorgfältig „sichern“ werden, wie vorher mit dem Gehör und den „Lichtern“. Ihre Rückkehr steht nicht zu erwarten. Er weiß, daß sie dort vereint verweilen werden, bis tiefe Dämmerung eingetreten und alles um sie her still geworden ist. Erst dann wagen sie sich wieder hinaus auf die tauige Wiese, um einige Stunden zu „äsen“, bevor sie sich im Lager zur Nachtruhe niederthun. Inzwischen beginnt der Maler sein Bild anzulegen, und nun fließt ihm unter liebevoll inbrünstiger Hingabe an seine Arbeit Stunde auf Stunde dahin. Alles gebeihet nach Herzenswunsch und da die Sonne sich zum Sinken neigt, ist die Farbenskizze fertig. Mit seliger Befriedigung überblickt er sie noch einmal; die lebensvolle Tiergruppe, das spiegelnde Wasser, die schöne Durchsichtigkeit der Bäume, die reizvolle Ferne, die anmutige Helle, die auf der ganzen Landschaft liegt — alles das ist die Frucht eines sehr glücklichen Tages! voll froher Empfindung des Erlebten scheidet er endlich dankbar vom Walde, sein Bild daheim in Ruhe und einbringender Arbeit zu vollenden.

v. B.

Nachdruck verboten.

### Tauschmittel der Naturvölker.

Der Handel ist so alt wie das Menschengeschlecht. Stets wird an irgend einem Orte Überproduktion oder Überfluß an einem zum Leben nötigen Dinge, sei es Lebens-, Genuß- oder Kleidungsmitel, Waffen oder Schmuck, geherrscht haben, der einem anderen Plage, welcher wiederum andere Gegenstände in Hülle und Fülle hatte, fehlte. Dies gab und giebt noch heute bei den Naturvölkern den ersten Anlaß zum gegenseitigen Austausch, zum Handel. Daraus erhellt auch, daß der erste Handelsverkehr zwischen zwei Nachbarstämmen auf Tauschhandel beruht. Gemünztes Metallgeld ist erst wenige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung bei den damaligen Kulturvölkern, den Griechen und Römern, als Wertmesser und zugleich als Verkehrsmittel bekannt geworden, geprägtes Metallgeld in Italien erst im Jahre 264 vor Christi Geburt. Schon unsere prähistorischen Vorfahren in der Steinzeit trieben, wie aus unzweideutigen Anzeichen hervorgeht, Tauschhandel. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Das außerordentlich häufige Vorkommen des für alle möglichen schneidenden Instrumente, Äxte, Dolche, Messer, Lanzen-, Pfeilspitzen, so sehr beliebten Feuersteines, der in anderen Gegenden Deutschlands nur selten oder gar nicht, oder aber in ungeeigneter Beschaffenheit zu finden war, veranlaßte die alten Rügianer, dieses so geeignete und wohlfeile, für andere Gegenden sehr kostbare Material in weit über das Bedürfnis der eigenen Bevölkerung hinausgehender Maße zu den oben genannten Geräten zu verarbeiten und sich dafür andere, auf Rügen nicht vorkommende Dinge zu verschaffen. Funde von Feuersteingeräten, die den rügischen in jeder Hinsicht gleichen, am Fundorte selbst aber wegen Mangels an geeignetem Material nicht angefertigt sein können, dürfen als untrügliche Zeichen einer Verbreitung rügischer Erzeugnisse auf weite Gebiete gelten. Feldfrüchte, die auf Rügen nicht gedeihen, Speiseeis, Bekleidungsmaterial, vielleicht auch einige Haustiere, später, beim Bekanntwerden der Kunst der Metallverhüttung, die vom Süden her eingeführte Bronze dürften die Gegenwerte gewesen sein. Ein hervorragendes, sehr geschätztes Tauschobjekt unserer Ostseebewohner bildete ferner der Bernstein, der ja schon im klassischen Altertum wohl bekannt und sehr geschätzt wurde. Um die Wende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung und schon früher ist er Veranlassung einer regen Handelsverbindung zwischen den Bewohnern der Landstriche am schwarzen Meere und der Ostsee gewesen, denn die vielen sogenannten Hadsilberfunde — orientalischer Silbergeschmuck und Münzen des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts, darunter viele in verhacktem Zustande —, die der Richtung der durch ihre oben genannten Endpunkte festgelegten Straße folgen, beweisen dieses. Ähnliche Zustände, wie die eben geschilderten, herrschen noch heute bei unseren Naturvölkern, wie einige Beispiele lehren mögen.

Gleich den alten Rügianern treibt, wie der bekannte Südseeforscher Dr. Otto Finsch mitteilt, die Bewohner der Normanby-Insel in der D'Entrecasteaux-Gruppe an der Südspitze Neuguineas einen schwungvollen Handel mit Steinbeilen.

Das Salz, das bei unsern Vorfahren ein sehr begehrtes Genußmittel war, so daß oft blutige Kämpfe um den Besitz von salzhaltigen Quellen geführt wurden, bildet heute in großen Gebieten West- und Zentralafrikas, in Palmblätter verpackt, ein beliebtes Tauschmittel. Reisende, wie Buchner, Wismann, Kohns und andere, haben solche Originalbündel mit nach Europa gebracht. Eines der als Geld beliebtesten Naturprodukte sind die Muscheln. Wer hätte nicht schon von den Kauri-Muscheln, *Cypraea moneta*, gehört, die durch fast ganz Afrika als Geld so verbreitet sind. Auch in Siam ist eine *Cypraea* Vertreterin des Geldes, neuerdings freilich nur noch als Zählspindel beim Spiel. Die Neubritannier ziehen ihr „Dimarra“, den Mundteil einer *Nassa*-Art, nachdem sie die Spitze abgeschlagen, auf Schnüre oder dünngepaltenen Stäbe, in deren Besitz der Reichtum besteht. Für zehn Klaster Dimarra erhält man — ein Weib. Die Bewohner Britisch Columbiens benutzen ebenfalls ein Schneckengehäuse, *Dentalium pretiosum*, unter dem Namen *Haiqua* oder *Atella* als Geld. Die Bewohner Neuirlands, eines Teils von Neuguinea, und die

Clamath-Indianer ziehen kleine Kreisrunde, in der Mitte durchbohrte Muschelscheibchen auf Schnüre; bei den Clamaths kauft man für eine solche Schnur, die vom Ellbogen bis zur Fingerspitze reicht, ein Pferd (ca. 20 Dollars wert), für  $\frac{1}{4}$  dieser Länge eine Frau. Teile von Perlmuttermuscheln oder Angelhaken aus diesem Material bilden das Geld auf einigen Karolineninseln, ebenso Haken aus Schildplatt. Unter den Frauen von Palau vertreten kleine Schüsseln aus Schildplatt diese Stelle. Vieh bildet noch heute das Geld der Südafrikaner; für Kinder verkauft der Kaffer sein Weib. Auch Zähne gewisser Tiere sind gern genommene Tauschmittel, so die oft bis zu einem vollen Kreise gekrümmten Schweinezähne der Neuheländer, die in vielen Teilen der Südsee einen beliebten Schmuck abgeben, so in Britisch Columbien die Seeotterzähne, als Geld Kajasche genannt, die zur Ausschmückung von Geräten benutzt werden, und auf Neuguinea die Hundezähne. Ein eigentümliches Wertzeichen haben die Bewohner der Insel Yap in den Karolinen, nämlich große Steine, in Form unserer Mühlfeste, die in der Mitte eine Durchbohrung aufweisen.

Mit dem Fortschritt der Kultur eines Volkes, mit seiner Verührung mit Nachbarstämmen oder mit civilisierten Völkern

deres Eisengeld brachte G. R. Flegel von den Mummis am Venuë. Es ist dies ein schwaches Eisenstäbchen, das in der Mitte eine rautenförmige Verbreiterung hat, während der runde Stab mit Querkerbungen versehen ist.

In anderen Gegenden Afrikas gehen dünne eiserne Ketten als Geld, in den südlichen Regionen eiserne Perlen bis zu Haselnußgröße. Kupferbarren in der Form eines Andreaskreuzes fand Dr. Max Buchner als Geld im Lundagebiet. Eigentümliches sogenanntes Hufeisengeld brachte Prof. A. Bastian von Bonny mit; dieses führt den Namen Manetta und bildet einen kleinen, nicht geschlossenen, ziemlich massiven Messingring, dessen Enden in stempelförmige Verdickungen auslaufen. Er kommt nach G. R. Flegel auch bei den Hausa vor und wird jetzt von den Engländern eingeführt. Ähnliche Ringe fand Dr. W. Zoelt bei den Sulu-Kaffern, welche sie zum Ankauf von Kindern, und diese zum Kauf der Frauen brauchen. Im Nigergebiete gilt jetzt die Messingstange als Geld. G. R. Flegel giebt folgenden Wert dafür an: 1 Karfi (Messingstange) oder Verm = 450 Kaurimuscheln = 100 Fessi (gute neue Federn) = 8 Schilling auf dem Markte zu Zola, während auf dem zu Bagnio 1 Karfi dem Werte von 2 Bano (Eisenhaden) gleichkommt, die je 170 bis 250 Kauri-Schnecken wert sind, je nach dem Vorrat der letzteren. Von den Korinchi in Hinterindien brachte Professor Bastian Geld aus kleinen gegossenen Messingringen mit.

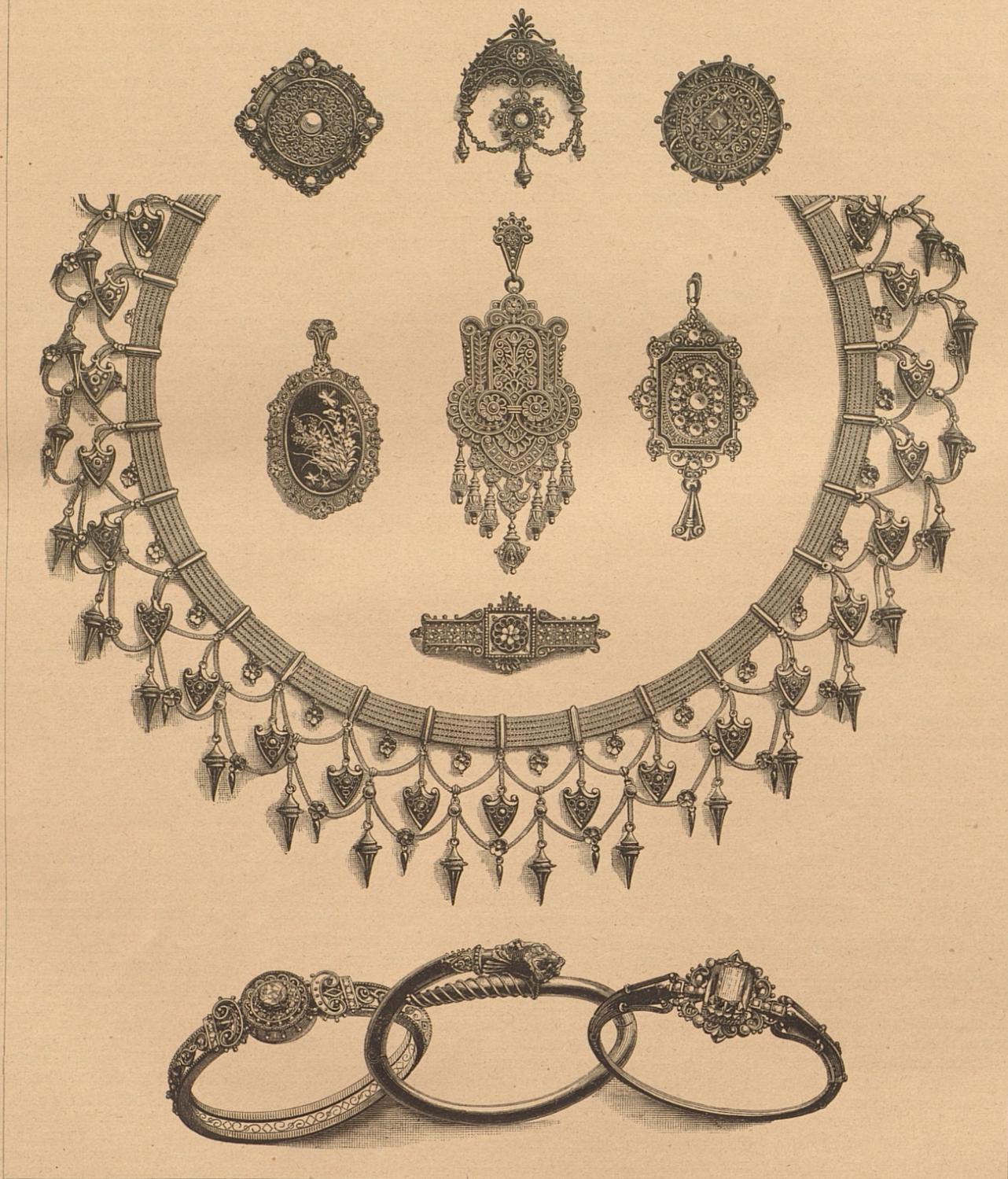
Das gebräuchlichste Geld sind jetzt Stoffe. Von altersher behauptet sich da noch ein einheimisches Produkt des Innern in Westafrika. Dr. Max Buchner, Teusz und andere Reisende fanden bis an die Küste hin Arm- und Beinringe aus hellen Grasfasern, die als Amulette gegen alle möglichen Übel von Frauen getragen werden. Diese Fäden werden kleinen Matten entnommen, die ungefähr 60 zu 50 cm groß, mit langen Franzen an drei Seiten versehen, mit der vierten je zwei an einem starken Grasstamm, wie sie bei der Verfertigung angeknüpft sind, unter dem Namen Mulele oder Mahela in den Handel kommen. Sie werden im Inlande lediglich für Tauschzwecke angefertigt und gehen durch weite Gebiete als Geld. Doch immer mehr greifen die europäischen Stoffe der schlechtesten Art, die besonders für den Export gearbeitet werden und doch trotz ihrer geringen Güte hoch im Preise stehen; denn Lieutenant Wismann konnte für zwei Ellen solchen Kattuns seinen ungefähr fünfzehn Jahre alten Burschen kaufen. In Adamaua bildet nach G. R. Flegel ein Stückchen indigoblaues Zeug von etwa  $\frac{1}{4}$  Meter im Quadrat die „Reichsmark“, denn dieses Hedja (bei den Hausa) oder Berne (bei den Fulbe) genannte Zeugstück, von dem gewöhnlich 10 Stück in einem Bunde sich befinden, wird in 100 Fari (b. d. Hausa) gleich 100 Leppé oder Lepol (Fulbe) geteilt und ist das gewöhnliche Verkehrsgeld, die Scheidemünze auf dem Markt in Zola. Für den Binnenhandel in Asien dient buntgefärbte Seide aus Turkestan und Indien, in einigen Gegenden auch der in Ziegelform gepreßte Thon (Ziegelthon) als Zahlungsmittel, wie die Hausa-Meger für den Handel mit den Bergvölkern Adamauas Lederstreifen zum selben Zwecke benutzen.

Schließlich seien noch die Glasperlen erwähnt, die überall, wo der weiße Mann mit den Ureinwohnern in Verührung kommt, als Kaufmittel dienen, doch wechelt hierin der Geschmack der sogenannten Wilden oft sehr schnell, namentlich bezüglich der Farbe. In den Gebieten des Niger und Venuë gilt ein Perlband von ca. 100 Stück kleiner roter Perlen so viel wie 10 Kaurischnecken. Eine eigentümliche Art der Perlen ist indes überall sehr geschätzt, wird in manchen Gegenden sogar für heilig gehalten, das sind die Aggrü-Perlen, sechsantige Perlen verschiedener Größe, die nach den Enden zu sich verjüngenden und aus verschiedenen, von innen nach außen abwechselnden Schichten grünen, weißen, roten und blauen Glases hergestellt sind.

Von besonderem Interesse ist dann noch das Perlband auf den Palau-Inseln, die sogenannten Kalebukubs, Perlen der verschiedensten Farben und Gestalt, aber alle sehr alt. Jedes dieser Stücke ist mit einer Mythe umgeben und jedes genau bekannt, so daß es noch nicht gelungen ist, etwa neue Perlen unterzuschoben. Diese Kalebukubs haben einen Wert von  $\frac{1}{4}$  bis zu 80 Dollars und darüber, je nach ihrer Geschichte und ihrer Seltenheit. Vermutlich rühren sie vom Besuche holländischer Schiffe im 17. Jahrhundert her.

Eduard Krause.

### Erzeugnisse moderner Goldschmiedekunst.



ändert sich die ganze Lebensweise und dementsprechend auch die Zahlungsmittel. Das Bekanntwerden metallener Arbeitsgeräte und Jagdwaffen oder die Selbstfertigung dieser gestatten schnellere Erledigung der Arbeit, so daß mehr Zeit für den Genuß am Leben bleibt. Es ist dann das Bestreben des Menschen, sich das Leben möglichst angenehm zu machen, sich mit einem gewissen Luxus zu umgeben. Dadurch lernt er Dinge kennen und lieben, die ihm früher fremd waren. Diese nehmen dann die Stelle der früheren Tauschmittel ein.

Es ist bekannt, daß die Afrikaner von jeher sehr geschickte Schmiede sind. Eisen und Kupfer werden von ihnen seit langer Zeit in vorzüglicher Weise bearbeitet, namentlich zeugen die aus noch nicht vom weißen Mann berührten Gegenden stammenden Geräte von oft erstaunender Fertigkeit der Arbeiter, ja sind geradezu elegant zu nennen. Trotzdem zählen die Schmiede zu den verachteten Leuten. Ihre Erzeugnisse aber werden hoch geschätzt und finden weite Verbreitung, besonders als Tauschmittel. Einer der häufigst vorkommenden Geldvertreter ist die eiserne Hacke oder Spateneisen, das sogenannte Spatengeld, das viele unserer Reisenden, so Flegel, Logge, Wismann, Schütte und D. Neyl aus den verschiedensten Teilen Central- und Westafrikas nach Europa mitbrachten. Ein an-

### Die königlichen Bühnen zu Berlin.

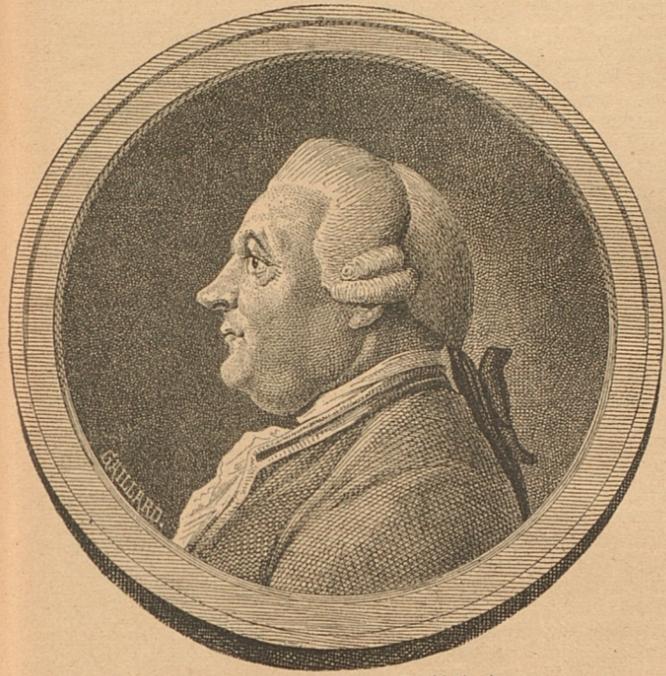
„Die Natur nach ihrem Durchgang durch die Seele eines begabten Menschen wird — Kunst.“

Mit diesen Worten ist die Aufgabe und das Wesen der dramatischen Kunst gar treffend ausgesprochen; jene Kunst, die, wie Goethe sagte, „der Täuschung den Adel der Wirklichkeit verleiht.“

Sie hat und hatte überall in Deutschland glanzvolle Heimstätten; denn sie gehört mit der Musik zu den Lieblingen der deutschen Nation. Wenige aber von diesen Heimstätten können auf eine so erfolgreiche Vergangenheit zurückblicken und dürfen sich rühmen, echte Bildungsanstalten zur Veredelung des Geschmacks und Erhebung des Geistes gewesen zu sein, wie die königlichen Bühnen zu Berlin.

Sie feiern am 5. Dezember den hundertsten Jahrestag ihres Bestehens, und dieses Centennarium wird ein ehrenreiches und bedeutungsvolles für ganz Deutschland sein; denn das Schauspielhaus zu Berlin hat, unter der Leitung Jfflands stehend, Decennien lang für eine „Musterbühne“ gegolten, deren Mitglieder als Sendboten vollendeter Darstellungskunst in alle Gauen Deutschlands hinausgewandert sind und überall, wo musenfrohe Menschen wohnten, den Schöpfungen der großen Dichter durch Wort und Geste Leben verliehen haben. Es ist ihnen gelungen, das schöne Lob, das Schiller dem Theater spendete, zu Wahrheit und That zu gestalten.

„Die Schaubühne,“ schrieb er, „ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Kurzweil mit Bildung gattet... Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere Stunden vergiftet, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken, so empfängt uns die Bühne. In dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg; wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erweckt... Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, der Glückliche wird nüchtern; der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne und der Unmensch fängt zum erstenmale zu empfinden an. Und dann Welch ein Triumph für dich, Natur! wenn Menschen



Carl Theophilus Doebbelin.\*

aus allen Kreisen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und Mode, durch eine allwebende Sympathie ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, und seine Brust giebt jetzt nur Einer Empfindung Raum — es ist diese, ein Mensch zu sein...“

Die Anfänge der theatralischen Vorstellungen zu Berlin reichen bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zurück und haben ihre Wiege im kurfürstlichen Schloß zu Cölln an der Spree, wo die philosophische Sophie Charlotte, die Gemahlin des Kurfürsten und spätern Königs Friedrich des Ersten, von den Prinzen und den Personen ihres Hofstaates das erste deutsche Singpiel: „Der Scheerenschleifer“ aufzuführen ließ.

Der Hofprediger Cochius predigte am Pfingstsonntag des Jahres 1695 gegen diese theatralischen Vorstellungen... Die Kurfürstin sandte am Abend nach dieser Predigt dem zelotischen Geistlichen zwei Billets mit der Meldung:

„Ihre Durchlaucht ließen Cochius grüßen und, weil sie nicht wußte, ob nicht etwa seine Frau und Tochter Belieben hätten, die Oper zu sehen, so schickte sie zweien Einlassungs-Bettel und würden dieselben sehen, daß daselbst nichts Böses vorginge.“

Ab und zu zogen „Fremde Komödianten“, wie die Irene'sche Truppe, in der ein ehemaliger königlich dänischer Hofprediger, der Magister Lassenius, den „Hanswurst“, den Allerwelts-Narren spielte, der Italiener de Scio und Magister Weltheim aus Leipzig, durch die Thore Berlins und empfangen von dem Kurfürsten die Erlaubnis Vorstellungen zu geben. Während die Bürgerschaft sich an deren tollen Komödien ergötzte, standen am Hof die italienischen Sängergesellschaften in Gunst, und die erste große Oper, die dort aufgeführt wurde, war „la Festa del Hymeno“. Es geschah dies im Jahre 1700 und seitdem fanden in der königlichen Reitbahn „auf der Breiten Straße“ und in einem Theater, das die Königin Sophie Charlotte in der Poststraße erbauen ließ, regelmäßige Opernvorstellungen statt. König Friedrich Wilhelm der Erste ernannte im Jahre 1732 den Johannes von Celenberg zum „königlichen Hofkomö-

dianten“, und sein Nachfolger Friedrich der Zweite wandte den Italienern als Sängern und dem französischen Schauspiel seine volle Gnade zu und unterstützte sie mit vielen Geldspenden.

Er ließ im Jahre 1740 „Unter den Linden“ durch Knobelsdorf für die italienischen Opernvorstellungen einen Prachtbau aufführen, der im Jahre 1742 durch die Oper: „Caesar und Cleopatra“, die der Günstling des Königs, Graue, komponiert hatte, feierlich eröffnet wurde.

Dieses Opernhaus ist ein halbes Jahrhundert später zur Heimstätte der deutschen Oper umgewandelt und nach dem Brand im Jahre 1817 in erneuter architektonischer Schönheit wieder aufgebaut worden.

Für die französischen Schauspieler errichtete auf Befehl des Königs der Baumeister Boumann im Jahre 1774 ein Haus auf dem Gendarmenmarkt, an der Stelle, wo sich die Jägerstraße mit der Markgrafenstraße kreuzt. Es trug die Inschrift: „Kidentur et corriguntur mores.“

Das deutsche Schauspiel, das seit dem Jahre 1764 eine ständige Bühne in der Behrenstraße, neben dem Gasthof „zur Sonne“, der heutigen Passage hatte, mußte jeder Unterstützung von Seite des kunstsinnigen Königs entbehren; die Theaterdirektoren Schuch, Koch und Theophil Doebbelin machten trotzdem gute Geschäfte. Es geschah dies durch die Aufführung der Dramen von Shakespeare (Julie und Romeo im Jahre



August Wilhelm Jffland.

1768), Lessing (Minna v. Barnhelm 1768, Emilie Galotti 1772), Goethe (Götz von Berlichingen und Clavigo 1774) und Schiller (Räuber 1783). Der Zutritt in die königliche Oper war unentgeltlich, denn jeder Bürger Berlins erschien dort als der Gast seines Königs, während die Direktoren des deutschen Theaters ein hohes Eintrittsgeld forderten.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Zweiten wurde der deutschen dramatischen Kunst in Berlin ein bleibendes Heim geschaffen. Dieser kunstfrohe König, der bei den Proben zu den Opern im Orchester erschien und an der Seite seines Lehrers Dupoit das Violoncell spielte, berief im September des Jahres 1786 den Leiter des deutschen Schauspiels Doebbelin in das Schloß und befahl ihm, in dem französischen Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt seine Vorstellungen zu geben. Damals stöß zum erstenmal eine Unterstützung von 15 000 Thalern aus der Kasse des Königs zu Gunsten des deutschen Schauspiels.

Doebbelin eröffnete am 5. Dezember 1786 das neue Theater, das von jetzt an „National-Theater“ genannt wurde, mit einem Prolog, den Professor Ramler gedichtet hatte. In demselben feierte er König Friedrich Wilhelm als Schutzherrn der deutschen Muse. Dann wurden die allegorische Pantomime: „Das Fest der Schauspielkunst“, von Lanz komponiert, das fünftaktige Lustspiel: „Verstand und Leichtsin“ von Zünger und das Ballet: „Das Opfer der Musen“ aufgeführt.

Doebbelin, dem vortreffliche Künstler, wie Fleck, Unzelmann, Baronius, Brückner, Alexi, Herdt, Rüttling und Ambrosch zur Seite standen, war dem neuen Amt nicht gewachsen. Auf Befehl des Königs wurde er im Jahre 1787 von der Theaterleitung abgesetzt und Professor Ramler, der Schriftsteller Engel und Finanzrat Beyer als Generaldirektorium mit der Bühnenführung beauftragt. Von jetzt an bannte zwar der eiserne Zwang eines bureaukratischen Regiments jede Unordnung und brachte wieder Kluth in die Kasse; in allem übrigen aber blieb auch das „General-Direktorium“ hinter seiner Aufgabe zurück; ein Mitglied desselben nach dem andern schied aus, so daß im Jahre 1790 Engel allein die Leitung des National-Theaters führen mußte. Doebbelin, der Regisseur gewesen war, ging in Pension, und der König ließ das Theater für 14 000 Thaler zurückkaufen. Es hieß seitdem das „königliche National-Theater“.

Direktor Engel hatte mit vielem Geschick sein schweres Amt, das in einem beständigen Kampf gegen Unordnungslosigkeit und Kassenleere bestand, geführt. Er war es, der zuerst den alten Grundfay: „Der Wechsel des Theaterpersonals frucht daselbe auf und regt das Publikum an“ aufgab und jenen seinen Geschmack auf den königlichen Bühnen einbürgerte, durch den sie sich seitdem ausgezeichnet haben. Als Regisseur stand ihm der große Mime Fleck zur Seite. Der einzige Fehler Engels war Mangel an technischen Kenntnissen, er ließ das Theater nicht zur Blüte kommen, obwohl das bürgerliche Schauspiel, wie es Jffland und Koberne dichteten, und die Opern von Mozart und Gluck (Sphigenie) mit glänzender Ausstattung aufgeführt wurden.

König Friedrich Wilhelm II., um die Hebung des Institutes lebhaft bemüht, schrieb endlich an den Schauspieler

Jffland, der in Mannheim weilte, und lud ihn ein, die Leitung der königlichen Bühnen zu übernehmen. Die Mitglieder derselben waren damals Sänger und Schauspieler zugleich.

Jffland kam und der König empfing ihn, der nicht allein ein guter Schauspieler, sondern auch Dichter und tüchtiger Bühnenleiter war, mit den Worten: „Ich will meine Theater in die Hand eines Künstlers geben!“

Und Jffland hat sich des Vertrauens des Königs voll und würdig erwiehen. Unter seiner Führung stiegen die königlichen Bühnen zur Sonnenhöhe der Mustergültigkeit empor und wurden die Stätten, wo die sogenannte „Berliner Schule“ sich bildete, die bald die zu Weimar und Dresden überflügelte. In der Zeit seines Direktoriums (von 1796 bis 1814) festelte Jffland die besten Künstler Deutschlands an Berlin, so Cunicke, Beichort, Mattausch und Schick, und bildete in Nebenstern, Lemm, Stieh, Bethmann und Crelinger Schüler, die seiner würdig waren. Die Wesenheit seiner Schule lag in der Natürlichkeit des Vortrages begründet, so daß Schiller in einem Brief an Körner wünscht, daß „in Berlin mehr tragisch gespielt werden soll.“ Es ging damals die Sage durch die Kunstwelt in Deutschland: „In Weimar wird mehr deklamiert als gespielt und in Berlin mehr gespielt als deklamiert.“

Und auch die finanziellen Erfolge, welche die königlichen Bühnen errungen, waren so günstig, daß im Jahre 1801 auf dem Gendarmenmarkt ein neues Schauspielhaus erbaut wurde, das bis zum Jahre 1819, wo es der Brand zerstörte, an der Stelle emporragte, wo heute das königliche Theater steht. Es hieß im Volksmund das „grüne Dach“ und „der Sarg“.

Das Mahnwort Goethes an die deutschen Bühnenleiter: durch die Aufführung der klassischen Tragödien einen idealen Stil auf dem deutschen Theater herzustellen, erfüllte Jffland durch die Aufführung der Dramen von Shakespeare, die zum erstenmal in der Schlegel'schen Übersetzung gegeben wurden, und von Schiller, dessen „Wallenstein“ im Jahre 1799 zur Darstellung kam.

Als Jffland, der als Theaterleiter ein Gehalt von dreitausend Thalern bezog, aus dem Leben schied, ließ er nicht allein den Berlinern eine Musterbühne, sondern auch Ludwig Devrient zurück, den Künstler, dessen erstes und letztes Ziel die Veredelung der deutschen Schauspielkunst war, und der sich, wie kein anderer vor ihm und nach ihm, die „Darstellung der



R. Th. von Künftner.

Charaktere durch die intuitive Kraft der Schauspielkunst“ zur Aufgabe gestellt hatte. In derselben Zeit, wo durch die Siege des Befreiungskampfes in Deutschland das Nationalleben wiedererstand, war auch die Nationalbühne auf der Höhe der Meisterschaft angelangt.

Nach dem Tode Jfflands kam die Leitung in die Hand des Grafen Brühl (1815—1828), der den Reigen jener adeligen Hofherren eröffnete, die seitdem als Generalintendanten an der Spitze der beiden königlichen Bühnen gestanden und mehr oder minder ihre Mission in bureaukratischer Weise gelöst haben. Die Jffland'sche Epoche fand unter der Verwaltung des Grafen Brühl ihre Fortentwicklung, und auch Graf von Redern (1831 bis 1842) suchte durch die Pflege des historischen Schauspiels und der antiken Tragödie — „Antigone“ und „Oedipus“ von Sophokles, zu denen Mendelssohn die Chöre komponierte, „Medea“ von Euripides u. s. w. — das kunstliebende Publikum zu fesseln. Ludwig Tieck, der Gründer der „romantischen Schule“, war sein litterarischer Beirat und Charlotte v. Hayn, Moriz Roth und Seydelmann bildeten die Stützen der Bühne, die noch immer den besten Ruf genöß.

Herr von Künftner, der im Jahre 1842 Generalintendant wurde, legte etwas zu sehr den Schwerpunkt seiner Leitung in die guten Beziehungen zur Kritik und machte den Wert eines Künstlers von dem Beifall abhängig, den ihm das Publikum spendete. Er gewann übrigens Bertha Stieh-Crelinger, Gendrichs, Hoppe, Theodor Döring, Desjoff und Liedtke für die Bühne und den Sänger Mantius als Opernsänger. Was sein Nachfolger Botho von Hülsen (1851—1886) als oberster Bühnenleiter geleistet, lebt noch in der Erinnerung der Jetztzeit; das Schicksal gönnte es diesem pflichttreuen Manne nicht, den Ehrentag des Centennariums mitzufeiern.

Ein Verdienst dürfen die beiden königlichen Bühnen auch heute noch, wo sie nicht mehr auf der Höhe der Jffland'schen Zeit stehen, voll in Anspruch nehmen; das ist das redliche Streben, ein wahres Bildungsinstitut für das Publikum gewesen zu sein.

Der Tadel Schillers, daß die Theater weniger Schulen, als Orte für den Zeitvertreib abgeben, wo sich das große Heer der süßen Müßiggänger mit dem Papiergeld der falschen Empfindung und galanten Zoten bereichert, und mehr für die Toilette und Schenke gearbeitet wird, hat in keiner Periode ihres hundertjährigen Bestehens auf sie Anwendung gefunden.

v. Pederzani-Weber.

\* Wir fügen diesem Artikel aus dem uns (durch Vermittelung von E. S. Schroeders Antiquariat in Berlin) zugänglich gewordenen Silber-Material des beschränkten Raumes wegen nur die Porträts der drei bedeutendsten Bühnenleiter bei: Doebbelins, des ersten, Jfflands, des begabtesten Direktors, und Künftners, der die Jffland'sche Epoche planmäßig weiter entwickelte. Im übrigen verweisen wir auf das soeben erschienene interessante Werkchen von Rudolph Genée: Hundert Jahre des königlichen Schauspiels. Mit zahlreichen Porträts und Ansichten. (Berlin, Verlag von A. Hofmann u. Co.)

## Leidensstationen eines dramatischen Dichters.

Geschildert von ihm selbst.

1. Station. Ort: Residenz.

Sehr geehrter Herr!

Sie waren so freundlich, mir Ihre Bühnendichtung zur Prüfung event. zur Aufführung auf meiner Bühne zu übersenden; indem ich Ihnen für diese Aufmerksamkeit meinen besten Dank sage, bitte ich Sie, behufs einer Besprechung mich mit Ihrem Besuch erfreuen zu wollen. Sie werden mich stets in der Zeit von 9 bis 1 Uhr vormittags in meinem Bureau im Theater antreffen. Ich darf Sie wohl recht bald erwarten?

Hochachtungsvoll ergebenst

F. Klein  
Theaterdirektor.

„Endlich ist also mein Ziel erreicht. Der Direktor will mich sprechen, mein Besuch wird ihn erfreuen; er will mich selbst und persönlich mein Glück verkünden, daß er mein Schauspiel aufzuführen bereit ist. Wie glücklich bin ich! — Wenn es nur recht bald aufgeführt wird, damit ich gestärkt und ermutigt durch den Erfolg eine neue Arbeit beginnen kann. Wie fleißig will ich sein! Ich habe so viele Ideen für neue Arbeiten.“

Diese Gedanken schwirren mir durch den Kopf, als ich den Direktionsbrief gelesen und wieder gelesen hatte. Jedenfalls war ich sehr glücklich, fühlte mich gehoben, ein neuer Mensch!

Wenn ich dem ersten Impuls gefolgt, wäre ich sofort nach dem Theater geeilt; ich überlegte aber doch, daß es für mich, den Dichter eines zur Aufführung angenommenen Stückes, sich nicht schide, meine Freude so offenkundig zu zeigen, daß ich mich deshalb erwarten lassen müsse. Nach einigen Tagen, während welcher ich nur mit Mühe meine Sehnsucht nach dem Theaterbureau, nach dem Gespräch mit dem braven Direktor und seiner Bewunderung meines Talents beherrschte, verfügte ich mich nach dem Theater.

Im Vorzimmer zum Privatbureau des Direktors, dem eigentlichen Theaterbureau, empfing mich ein freundlicher, älterer Herr, der Theatersekretär, der mich sofort bei seinem Chef anmeldete. Ich war also schon erwartet worden. Da sich gerade jemand bei dem Herrn Direktor befand, wurde ich ersucht zu warten.

Während ich nun da saß, konnte ich mir das eigentümliche Leben und Treiben in dem Bureau, sowie das Bureau selbst ansehen. An den Wänden lehten große Bücher-schränke, auf diesen befanden sich Skripturenkästen; Bilder, große Photographieen von Künstlern, von Szenen aus verschiedenen Stücken, auch ein Bild des Kaisers, das sich eigentümlich in dieser Gesellschaft ausnahm, hingen an den freien Wänden; einst elegant gewesene Hautenils, ein Sofa ohne Lehne standen umher. Der Herr Sekretär selbst befand sich in einem, gegen das übrige Zimmer durch ein Holzgitter abgeschlossenen Raum hinter einem großen, mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtisch.

Hell war das Zimmer nicht, und die Luft, von Staub und einem eigentümlichen Papiergeruch erfüllt, war etwas dick und für schwache Lungen wenig geeignet; aber über dem Ganzen war doch ein gewisses Etwas ausgebreitet, das mir imponierte. Ich fühlte, daß ich mich in der Werkstatt befand, in welcher die Geistesprodukte unserer Dichter — ich dachte dabei natürlich auch an mein eigenes — für die Ausführung auf der Bühne vorbereitet werden.

Das Leben in diesem Raume bestränkte mich noch mehr in meiner Meinung. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen. Da kam der Regisseur (daß er das sein müsse, schloß ich aus seiner selbstbewußten Miene, seinem ganzen Auftreten) und fragte, ob das zweite Buch und die Couplet-verse noch nicht von der Jenur zurückgekommen wären; die vermeintliche Antwort schien ihn höchlich zu verstimmen, denn er verließ sehr ungnädig und mit Geräusch das Zimmer; da kam der Dichter des eben auf der nahen Bühne probierten Stückes, um sich davon zu überzeugen, ob der Titel des Stückes und sein Name auch richtig und möglichst fett auf dem Zettel gedruckt wären; es kam die reizende Soubrette hereingestürzt, die mir kam, um zu kommen und deshalb auch gleich wieder wie eine Sternschnuppe hinausjoh; der Dekorationsmaler, ein würdiger Herr in farbenbespritzter Bluse erschien, und fragte, ob er auch als Schöpfer der neuen Dekoration, die er in der Skizze vorzeigte, auf dem Zettel und in der Annonce genannt sei; es kamen einzelne Künstler von der Bühne herunter nur um dem würdigen Herrn Sekretär guten Morgen zu sagen, Scherze mitzuteilen, Neugierigkeiten zu erfahren oder selbst zu erzählen. Einige heiter und lustig, in der Stimmung ihrer eben probierten Rollen; andere verstimmt und mürrisch wegen ihrer unbedeutenden, ihres großen Talentes ganz unwürdigen Rollen, sich über den Direktor, den Regisseur, hauptsächlich über den Dichter dieser erbärmlichen Rollen beklagend und den Durchfall des Stückes vorhersehend; andere wieder wollten durchaus den Direktor sprechen, weil der Garderobier ihnen Kostüme geben wolle, die weder gut genug für sie, noch passend für den Charakter ihrer Rollen wären; von der Kasse kam eine Anfrage, ob dem Herrn Dr. Krautkuber, der eine sehr böse Rezension über das letzte Stück verbrochen, Freibillets verabreicht werden sollten; der Theatermeister erschien und ersuchte um eine Anweisung für den Holzhändler, er brauche noch einige Latten zum Aufsteifen der neuen Dekoration. Da kamen lebenswürdig und freundlich grüßende Personen beiderlei Geschlechts aus dem Publikum mit Gesuchen um Freibillets, die sofort eine recht üble Laune markierten, als der Herr Sekretär zu seinem innigsten Bedauern sich nicht in der Lage befand, ihre Gesuche dem Direktor vorzulegen, weil großer Vorverkauf von der Kasse dem Bureau gemeldet wäre; der Inspektor, sein Scenarium in der Hand, stürmte herein und meldete atemlos, daß Fräulein Liebetraut, die sentimentale Liebhaberin, noch nicht bei der Probe anwesend sei, während ihre Scene schon begonnen hätte. Zudem er sich über die Ursache des langen Morgenschlafs der sehr beliebten jungen Dame einigermaßen böshast ausließ, bat

er dringend, die Säumige sofort durch den Theaterdiener holen zu lassen. Auch der Kapellmeister fand sich ein, um die Noten vor der Orchesterprobe durchzusehen. Es kamen auch mehrere Privatpersonen mit verdächtig aussehenden Hesten in Händen — vielleicht Konkurrenten — die sehr gern den Direktor sprechen wollten und zu meiner Beruhigung auf einen andern Tag bestellt wurden. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen, und auf alle Fragen mußte der Sekretär hinter seinem Gitter Antwort und Bescheid geben, dabei noch Briefe schreiben, seine sonstigen Arbeiten erledigen, mitlachen oder sich ärgern je nach Umständen und Anfragen. — Ein recht angenehmer Beruf der eines Theatersekretärs, und einer, der mir ganz besondere Eigenschaften zu beanspruchen schien!

Merkwürdigerweise hatte niemand mich, den glücklichen Verfasser eines neuen Bühnenstückes, beachtet, etwas, was mich doch sehr befremdete; alle die Leute schienen nur mit sich selbst und ihren Angelegenheiten beschäftigt.

Endlich öffnete sich die Thüre zum Privatzimmer des Direktors, er erschien höchstselbst auf der Schwelle des Allerheiligsten und ersuchte mich, den der Sekretär ihm genannt hatte, einzutreten und gefälligst Platz zu nehmen, während er sich selbst an seinem Schreibtisch, auf dem aufgeschlagen mein Werk, die fleißige Arbeit von Monaten, mein Stolz, lag, niederließ.

„Ich habe Sie um Ihren Besuch gebeten,“ begann der würdige Herr, „einmal um das Vergnügen zu haben, Sie persönlich kennen zu lernen (ich verbeugte mich); dann auch deshalb, um Ihnen persönlich meine Freude auszusprechen zu können, die ich bei der Lektüre Ihres Schauspiels empfunden habe. Sie haben eine ausgeprochene dichterische Begabung (davon bin ich überzeugt, dachte ich). Ihr Werk zeichnet sich durch Adel der Sprache, dichterischen Schwung und Gedankenreichtum recht vorteilhaft vor den vielangeführten Erzeugnissen unsrer heutigen Bühnenschriftsteller aus (das weiß ich, dachte ich), aber dennoch und vielleicht gerade deshalb (Herrgott! was wird da kommen) vermag ich mich für die Ausführung Ihres Schauspiels leider nicht auszusprechen (mich trifft der Schlag).“

Aus allen Himmeln gestürzt, bedurfte ich einiger Augenblicke der Sammlung, ehe ich mit gepreßter Stimme fragen konnte: „Darf ich wohl Ihre Gründe für die Ablehnung meines Stückes erfahren?“

„Gewiß! Ich prüfe die Werke, welche die Verfasser mir übergeben, einmal nach ihrer poetischen Würdigkeit, und sodann nach ihrer Bühnenwirksamkeit. Sind diese beiden notwendigen Eigenschaften in ihnen vereint zu finden, dann führe ich sie auf, unbeirrt durch den Gedanken an den Erfolg, den ja kein Regiekollegium, kein Direktor der Welt vorherzagen kann, für den es kein Rezept giebt!“

Fehlen die beiden vorhergenannten Eigenschaften oder auch nur eine in dem mir übergebenen Stück, dann lehne ich die Aufführung ab. Das ist mein Prinzip! Ihr Schauspiel hat nur eine Eigenschaft, die der poetischen Würdigkeit, über die ich Ihnen meine Freude vorher ausdrückte; aber es fehlt ihm die rechte Bühnenwirksamkeit, und darum lehne ich vorläufig seine Aufführung ab.

„Bleiben Sie hübsch ruhig (ich wollte mein Manuskript nehmen und gehen) und hören Sie mich an. Die Idee, welche Sie der Handlung Ihres Schauspiels zugrunde legten, daß 'Armut den sittlich gut veranlagten Charakter eines Menschen trotz der schwersten Prüfungen, denen sie ihn unterwirft, nicht immer die Macht hat, ihn in sein Gegenteil zu verwandeln,' wenn auch schon mehrfach und sehr wirksam in verschiedenen Stücken behandelt, also nicht mehr neu, ist an sich lobenswert und hauptsächlich wahr und von Ihnen würdig und originell gefaltet; Sie haben aber leider bei dem Beweis, den Sie für die Wahrheit dieser These führen, den alten, vielbetretenen und daher ausgetretenen Weg unwahrer Charakterisierung der handelnden Personen eingeschlagen. Sie zeichnen auch, wie so viele vor Ihnen es thaten, die bewußt auf den Beifall, die Händarbeit des Galleriepublikums spekulierten, während sie das Publikum der andern Plätze verstimmen, den Repräsentanten der besseren, der besitzenden Gesellschaftsklasse als grundsätzlichen Menschen, während Sie den Armen, Besitzlosen mit dem Heiligenschein der Tugend umgeben. Gewiß kann der Arme ein guter Mensch sein, darum aber muß doch nicht immer der Reiche ein grundsätzlicher Kerk sein! Sind wir Menschen im Grunde genommen nicht gleich gute oder schlechte Subjekte, ob wir nun einen Frack oder einen Arbeitsittel tragen? Sie sind wohl ein wenig sozialdemokratisch angehaucht? Nein? Desto besser! — So viel also davon! Sie sind ein noch junger Bühnenschriftsteller und darum natürlich auch noch nicht mit der Bühnenwirksamkeit vertraut. Wenn von Ihnen erst mehrere Stücke aufgeführt sind und wenn Sie gesehen haben werden, was auf die Zuschauer wirkte, dann wird sich das schon finden.“

„Sie wollen mich ja aber nicht den Anfang darin machen lassen; Sie weisen ja mein Schauspiel von der Bühne zurück!“

„Hören Sie weiter. Sie ergehen sich in sprachlich edelgeformten, sehr geistreichen, aber recht langen Abhandlungen über den Vorzug der Armut vor dem Reichtum, die Ihnen kein Mensch glaubt, kein Publikum ruhig anhört; denn nur Handlung und immer nur Handlung verlangt die heutige Generation der Theaterbesucher, weil sie nur unterhalten, nicht belehrt, erhoben werden will. Durch diese langen Abhandlungen wird die Handlung unnütz auseinandergezogen und schleppt sich träge durch fünf Akte fort, der Inhalt Ihres Schauspiels reicht aber nur für drei Akte aus.“

Und nun, sind das wohl Akttschlüsse? Der erste Akt schließt mit der Bestellung des Armen durch den reichen Fabrikherrn zum nächsten Tage, der zweite, in den die Exposition viel zu weit noch hineinreicht, endet mit einem Monolog des Liebhabers, in welchem er sich selbstqualerisch, wenn auch in edler Sprache, klarzumachen sucht, ob er die Geliebte auch wirklich lieben darf; der dritte damit, daß der vom reichen Mann schwer mißhandelte Arme in sehr gebildeter Sprache sich selbst erzählt, daß er doch ein viel besserer Mensch als sein Gegner sei; am Schluß des vierten erklärt der Liebhaber, des reichen Mannes Sohn, seiner Geliebten, daß er unter keinen Umständen von ihr lassen wolle, und der fünfte Akttschluß bringt wirkungsvoll und packend den Selbstmord des Armen, durch den er seinen Feind rettet und ihn zur Einwilligung der Heirat seines Sohnes mit der Tochter des edlen Selbstmörders bestimmt.“

Der Direktor schwieg und fixierte mich auf die Wirkung seiner Auseinandersetzung hin. Durch die drastische Schilderung der wohlüberlegten Akttschlüsse meines armen, mißhandelten Schauspiels erregt, antwortete ich:

„Ja, wenn Sie die Akttschlüsse so aus dem Zusammenhange herausreißen und schildern, müssen sie wohl komisch und wirkungslos erscheinen. Aber das Gewicht der vorausgehenden Handlung, meine ich, überträgt sich auch auf die Akttschlüsse, wird da noch durchschlagen.“

„Das thut das Gewicht nicht, mein lieber Herr, drum lassen Sie lieber das Gewicht erst am Akttschluß mit tüchtigem Knall herunterfallen, da wird es wirksam, nicht vorher!“

„Noch Eins ehe wir schließen. Für den Erfolg jedes Stückes ist es von hohem Wert, wenn es viele sogenannte gute Rollen enthält, welche die Zuschauer interessieren, an deren Darstellung die Schauspieler mit Interesse, mit Liebe und Lust herantreten. Auf die Damenrollen ist besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer gerichtet, besonders, wenn beliebte Künstlerinnen sie darstellen. In Ihrem Schauspiel ließen sich die Rollen der ersten Liebhaberin, der Muntern, der braven Mutter, des ersten Liebhabers immerhin noch wirkungsvoller gestalten und würden sich leicht noch mehr ausarbeiten lassen.“

„Sonst haben Sie keine weiteren Ausstellungen mehr an meinem armen, von Ihnen förmlich zerplückten Schauspiel? Mir bleibt, scheint es, weiter nichts übrig als es in den Dien zu werfen!“

„Das werden Sie hübsch bleiben lassen. Glauben Sie denn, ich würde mich so lange mit Ihnen aufgehalten haben, ich, der ich alle Hände voll zu thun habe, der bei der Generalprobe auf der Bühne längst erwartet wird, wenn ich nicht der festen Meinung wäre, daß in Ihrer fleißigen Arbeit ein guter Kern, das Material zu einem wirksamen Stück verborgen ruht, daß Sie das Zeug zu einem Bühnendichter haben, daß von Ihnen noch Gutes für die deutsche Bühne zu erwarten ist? Wenn ich diese Überzeugung nicht hegte, hätte ich Sie nicht um Ihren Besuch gebeten, Sie hätten den bei uns üblichen Brief des Theatersekretärs erhalten, der so lautet (seine Form ist feststehend): 'Sehr geehrter Herr! Herr Direktor Klein bedauert, nach sorgfältigster Prüfung Ihrer Dichtung sich nicht für die Aufführung derselben auf seiner Bühne aussprechen zu können und sendet anbei mit bestem Dank das Manuskript zurück. Hochachtungsvoll, ergebenst.' In der Registerrunde, in welcher Ihr Stück bei der Ankunft eingetragen war, würden Sie das Urteil gefunden haben, wie das über die mehr als hundert Stücke, die mir alljährlich zugehen und meist auch wieder zurückgeschickt werden. — Lassen Sie sich einmal, wenn Sie Zeit haben, in meinem Theaterbureau diese Registerrunde zeigen. Da werden Sie merkwürdige, aber bezeichnende Urteile lesen.“

Ganz verwirrt von dem Lob wie von dem Tadel des würdigen Herrn, fragte ich kleinlaut: „Was soll ich nun mit meiner Arbeit machen?“

„Sie sollen sich hinsetzen und Ihr Schauspiel, meine Ausstellungen berücksichtigend, in drei Akte umarbeiten und es mir dann wiederbringen; ich hoffe, daß ich es dann aufführen lassen kann. Nun Adieu! Und bringen Sie mir bald die Umarbeitung.“

Erhobenen Hauptes, erfüllt von stolzer Hoffnung hatte ich das Theaterbureau betreten, gedemütigt, enttäuscht, mein unglückseliges Manuskript in der Hand, kehrte ich nun dahin zurück. Ich wußte damals noch nicht, daß ähnliche Auseinandersetzungen zwischen Bühnenleiter und Dichter zu den Alltäglichkeiten gehören, daß selbst die beliebtesten und erfolgreichsten Bühnenschriftsteller sich solche Kritik von den praktischen Theaterleitern, und zu ihrem Vorteil oft, gefallen lassen müssen und auch gefallen lassen, und war, statt mich dem braven Direktor zu Dank verpflichtet zu fühlen, in tiefer Seele verletzt und fest entschlossen, meine fleißige Arbeit, mein herrliches Geisteskind nicht zum Krüppel in drei Akten zu verunstalten.

Im Bureau traf ich den unermüdeten Sekretär noch immer bei seiner Arbeit, und in derselben noch immer ebenso oft unterbrochen, wie zuvor. Ich wartete einen freien Augenblick ab, wo eben die niedliche Soubrette, die „nur kam, um zu kommen“, wieder einmal wie ein Sturmwind durch das Zimmer gezogen war, und empfahl mich dann dem würdigen Herrn hinter dem Holzgitter. Er kam freundlich eifrig hinter denselben hervor und schüttelte mir mit einem herzlichen Blick aus seinen guten blauen Augen die Hand.

„Hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen! — Sie nehmen also Ihr Manuskript wieder mit, nicht wahr?“

„Ja wohl; es ist ja unbrauchbar, so wie es ist! Wimmelt von Verstößen! Ist unausführbar — total! — Soll es zu drei Akten verarbeiten.“

„D! D! Sie sind ärgerlich und thun Unrecht daran. Ich habe Ihr Stück gelesen. Fleißige Arbeit, aber nehmen Sie mir's nicht übel, zu lang, viel zu lang! Arbeiten Sie's gestroft um!“

„Ich kann nicht!“

„Wird schon gehen, sogar sehr gut gehen, wenn Sie erst ruhiger geworden sind; jetzt fühlen Sie sich noch erregt über die Zumutung unseres Direktors etwas von dem so schön Gedachten und Empfundnen dem Publikum vorenthalten zu sollen. Ich kenne das. Sie werden gerechter darüber denken lernen und dann — arbeiten. Aber nun geben Sie mir der Ordnung halber eine Quittung über den Empfang Ihres Manuskripts. (Ein großes Buch aufschlagend.) Welche Nummer hat Ihr Stück?“

Ich sah jetzt erst, daß mein Manuskript die Zahl 187 trug.

„Sie wundern sich wohl über die hohe Nummer? Ja, es wird beängstigend viel für die Bühne geschrieben, aber — es ist auch darnach! Von den Hunderten, ja wohl Hunderten von Stücken, die ich alljährlich hier in meine Registerrunde eintrage, bleibt für uns meist nichts zurück als die Eintragung der Nummer, des Titels, des Namens des freundlichen Verfassers, ein kurzes Urteil über den Inhalt und das Bedauern über den Verlust an Zeit, den man bei der Lektüre gehabt hat. So, Sie haben quittiert? Gut. Und nun trich an die Arbeit, werter Herr, und bringen Sie uns bald die Umarbeitung!“

Ganz verwirrt von dem Gehörten verließ ich das Theater. Eins war gewiß, ich fühlte mich zunächst höchst unglücklich.

### Weihnachtsbücher für die Jugend.

Von Jahr zu Jahr geht die Flut neu erscheinender Jugendschriften in höheren Wogen! Die Produktion der Schriftsteller und Illustratoren, die Unternehmungsfucht der Verleger scheint auch gegen drückende Konkurrenz und gelegentliche harte Mißerfolge unempfindlich zu sein, und ein Werk überbietet immer das andere an Reichhaltigkeit des Inhaltes, an Kostbarkeit der künstlerischen Beigaben, an gediegenem, oft blendendem Exterieur! — So wird den unter dieser Überfülle Suchenden die Wahl oft recht schwer gemacht. Mögen die nachfolgenden Zusammenstellungen empfehlenswerter Bücher den Eltern bei ihrer Auswahl zu Geschenken einigen Anhalt bieten!

Der Allerkleinsten sei, wie billig, zuerst gedacht. Ihnen zur Freude verfaßte der bewährte Jugendfreund G. Chr. Dieffenbach ein reizendes Bilderbuch für Mädchen und Knaben unter dem Titel „Glückliche Kinderzeit“ (Bremen, Verlag von M. Heinsius), eine Sammlung echter Kinderlieder, recht aus dem Leben und Empfinden der Kleinen geschöpft und unsehbar von schönster Wirkung auf ihr Gemüt, zumal dieselben von Fedor Hlinzer, dem trefflichen Zeichner, mit ganz allerliebsten, technisch meisterhaften Illustrationen geziert sind. Die Mütter finden auch zum Vorsingen eine Reihe von hübsch ins Ohr fallenden Melodien im Büchlein.

Wünschen sie, um ihre Kleinen weiter anregend und unterhaltend im Kinderstübchen zu beschäftigen, noch Scherzfragen, Rätsel, Spielliedchen, Reime und Gebete für dieselben zu haben, so thun sie wohl, den „Kleinen Ruchknacker“ von Ernst Lausch (Bremen, Verlag von M. Heinsius) zu wählen. Die hübsche Sammlung, von G. Gehrtz reich und zweckmäßig illustriert, hat es bereits zur neunten Auflage gebracht, Beweis genug für ihre Brauchbarkeit im Kinderzimmer.

Anerkennend soll übrigens bei dieser Gelegenheit für Kindergarten, Haus und Elementarklasse das sehr verständig und liebevoll zusammengestellte Büchlein von Marie Müller (Lehrerin am Kindergärtnerinnen-Seminar zu Leipzig), „Kinderlied und Kinderspiel“ (Düsseldorf, Verlag von Fel. Bagel) empfohlen sein. Hier ist der Kindesnatur in sinnigster Weise Rechnung getragen, den Liedern und Spielen (echt pädagogisch) ein heiterer Charakter verliehen, und dieselben sind der unmittellbaren Erfassung überdies so nahe gebracht, daß an trefflicher Wirkung nicht zu zweifeln ist.

Anspruchsvoller im Äußeren tritt eine Sammlung von „Gebichten für die Kindervelt“ von Franz Dittmar unter dem Titel „Aus der Jugendzeit“ auf (Leipzig, Verlag von E. Zwiemayer). Die hübschen munteren Liederchen erscheinen auf widerstandsfähigem dicken Papier, umgeben von zierlichen Randleisten, und sind von Julius Kleinmichel farbenprächtig und lebensvoll illustriert. Die Allen werden wohl ebensoviele Freude an dem Buche haben wie die Jungen!

Bunte Märchen für Klein und Groß erzählt R. A. Lottka in dem reizend ausgestatteten Buche: „Kinderträume“. (Leipzig, Verlag von C. F. Amelang.) Zwanzig äußerst gelungene Bilder von Eugen Klemmich (von R. Günther meisterhaft in Holz geschnitten), verleihen dem Buche einen herrlichen Schmuck. Die Märchen, ein volles Duzend, treffen den der Jugend angemessenen Ton mit voller Sicherheit, unterhalten aufs Beste und hinterlassen einen schönen veredelnden Nachklang im Gemüte.

Eine reiche Quelle des Entzückens sprudelt den Kleinen aus dem mit unvergleichlichem Humor entworfenen und bis aufs letzte Blatt virtuos durchgeführten Bilderbuch von Fedor Hlinzer und Jul. Lohmeyer „König Nobel“ entgegen. Die Vorgänge am Hofe des Löwen gelegentlich eines pompösen Siegesfestes, das der König seinem glorreichen Feldherrn „Tiger“ giebt, die Aufführungen, Spiele, Ballets, Serenaden, Konzerte, Wettfahrten, die in diesem Besuche exekutiert werden, sind unbeschreiblich drollig geschildert, Wort und Zeichenstift haben förmlich mit einander gewetteifert, um die höchste komische Wirkung hervorzubringen, und so werden die jungen Leser die Schelmereien des unterwüthlichen Bösewichts Fuchs mit hohem Genuß bis ans Ende verfolgen. Das prachtvoll ausgestattete Buch ist bei E. L. Wiskott in Breslau erschienen.

Eine sehr anmutige Erscheinung auf dem Weihnachtsbüchermarkt ist ferner ein „Bilderbuch zur Lust und Lehre für artige Kinder“ von August Stein und Wilh. Claudius unter dem Titel „Willkommen“ (Dresden, Verlag von C. C. Weinhold u. Söhne). Zwei Duzend gut erzählte Kinder-geschichten erhalten durch drei Duzend wahrhaft meisterhafte Bilder von Claudius' Künstlerhand eine reizende Belebung. Einzelne von den schönen Illustrationen würden, als Genre-bilder in Öl ausgeführt, jeden Salon zieren! — Das Buch ist warm zu empfehlen! — Dasselbe gilt von dem bei M. Heinsius in Bremen erschienenen, bemerkenswerten Buche: „Fröhliche Jugend“, ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben. Mit 40 Bildern von V. Paul Mohn, mit 53 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach und 17 neuen Melodien dazu von C. Aug. Kern. Wo sich drei so ausgezeichnete Kräfte in den Dienst der Jugend stellten, mußte wohl etwas Vorzügliches das Resultat sein! Wirklich gehört dieses Werkchen zu den Perlen unserer diesjährigen Weihnachtsliteratur!

Galten die bisher genannten Bücher vornehmlich den Kleinen und Kleinsten, so hat „Der Weihnachtsmann“, in seiner bekannnten Unparteilichkeit, doch auch für die Größeren und Größten gesorgt, und so finden unsere heranwachsenden Töchter und Söhne auch für sich viel Schönes und Gutes zum Fest vorbereitet. Zuerst die Mädchen! Da spendet Erna Belken (im Verlage von Eugen Peterson, in Leipzig) zwei Erzählungsbücher für junge Mädchen: „Blau Blümchen“ und „Fürs Dämmerstündchen“, die denselben viele Freude machen werden; — da bietet ihnen Adelheid Eberhardt-Bürk eine anziehende und gemüthbildende Erzählung: „Maria die Kleidermacherin“ (Stuttgart, Verlag von J. F. Steintopf), in die sie sich gern hineinlesen werden; da ist die vortreffliche Schriftstellerin und Jugendfreundin Johanna Spyri mit der nun schon in dritter Auflage erschienenen, von R. Bögelberger musterhaft illustrierten Erzählung für junge Mädchen „Sina“ (Stuttgart, C. Krabbe), der Altersstufe Erwachsener als treffliche Beraterin sich immer von neuem bewährend.

### Monatsbilder.



Dezembertag weckt Noth und Klag,  
 Vom Felde schwand der reiche Segen,  
 Der Ernte froh geschäft'ges Regen,  
 Und Winterwind saust durch den Hag;  
 Ein bleiches Grau umhüllt die Sonne,  
 Dahin des Jahres Lust und Sonne,  
 Wir schaun ihr schweren Herzens nach.

So tobt der Wald, so still die Flur!  
 Ich schreite stumm verödete Wege,  
 Nur hier und da zieht durchs Gehege  
 Des scheuen Wildes leichte Spur —  
 Ist alle Freude denn verklungen?  
 Sind alle Lieder denn ausgeungen —  
 Und blieb uns stille Trauer nur?

Da — horch! es tönt mit scharfem Schlag  
 Die Art, geführt von starken Händen,  
 Es halt zurück von Berggeländen,  
 Und sieh! ein schlantes Stämmchen brach.  
 Schon kommt auf weicher Bahn geslitten  
 Des Gutsherrn reichgeschmückter Schlitten  
 Und holt den Baum zum Weihnachtstag.

O Weihnachtstag! — Wie wird es licht  
 Bei diesem Wort in meiner Seele —  
 Ein Jubelruf entschlüpft der Kehle!  
 Was dem Dezember auch gebracht:  
 Er bringt dem kindlichen Gemüte  
 Des Jahres aller schönste Blüte —  
 O Herz! bringt er sie dir denn nicht?

L. J.

### Weihnachtsstisch für kleinere Geschenke.

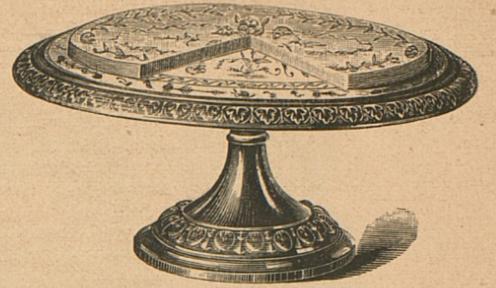
**Neues Kaffee- und Theeservice.** Das Service weicht von den herkömmlichen Formen vollständig ab und erscheint seiner geschmackvollen Ausführung wegen einer besonderen Beachtung wert. Hauptsächlich unterscheidet sich der Kessel von den bisherigen Modellen. Derselbe hängt nicht zwischen zwei Bügeln, sondern steht fest auf dem mit einer Schraublampe versehenen Unterfuß, von welchem er sich durch das Herausziehen von zwei Stiften trennen läßt. Um einzuschicken, löst man nur den hinteren Stift, und der Kessel dreht sich sofort bei der Handhabung um das vordere Charnier. — Das



Kaffee- und Theeservice.

Service ist aus vernickeltem Metall hergestellt, die reichen Verzierungen sind in dasselbe eingätzt und erscheinen matt. Das komplette Service kostet 130 Mark. Die Preise der einzelnen Teile sind folgende: Kessel (Inhalt ca. 12 Tassen) 40 Mark, Theekanne (Inhalt ca. 6 Tassen) 20 Mark, Kaffeekanne (Inhalt ca. 8 Tassen) 22 Mark, Zuckerdose 12 Mark, Sahnetopf 12 Mark, glattes eckiges Tablet mit Griffen (Länge ca. 50 Centimeter) 24 Mark.

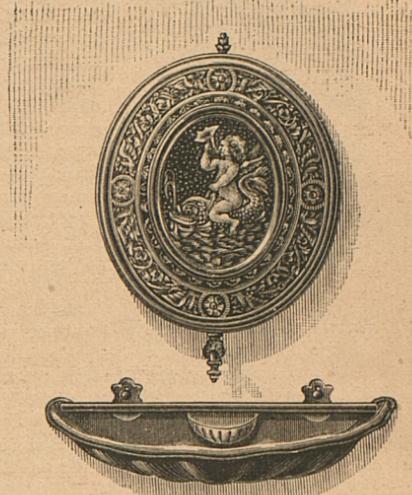
**Neue Tortenschüssel.** Unsere Skizze zeigt ein in seinem Äußeren ansprechendes Tafelgerät, das bestimmt ist, die bisher zum Servieren der Torten fast allgemein verwandten weißen Porzellschüsseln zu ersetzen. Diese suchte man bisher durch gemusterte Papierscheiben zu verschönern, vermochte sie damit freilich aber nicht in elegante Tafelgeräte umzuwandeln. Die neue Tortenschüssel darf dagegen den Anspruch erheben, salonfähig geworden zu sein; sie ist aus vernickeltem Metall hergestellt und besitzt eine der Torte als Unterlage dienende, mit Zwiebelmuster-Decorations versehene Porzellan-Platte, welche sich der bequemen Reinigung halber aus der metallenen Fassung herausnehmen läßt. Der Preis dieses geschmackvollen Festgeschäftes beträgt 22,50 Mark.



Neue Tortenschüssel.

### Das hier skizzierte Neue Wandlaboir aus cuivre poli oder Rotkupfer

dient hauptsächlich als Schmuck des Speisesaales und ist im Stil deutscher Renaissance künstlerisch ausgestattet. Das Becken hat die Form einer Muschel, während der Wasserbehälter auf seiner äußeren Fläche einen blasenden Triton zeigt, welcher auf einem Delphin reitet. Das Laboir kostet mit Einschluß eines dazu passenden Seifenapfes aus cuivre poli 25 Mark, aus Rotkupfer 28 Mark.



Wandlaboir.

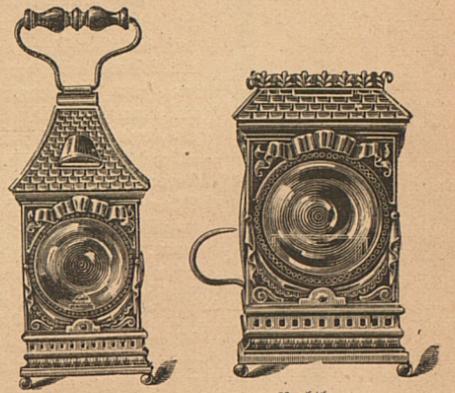
**Neuer Eierkocher.** Derselbe besteht aus einem vernickelten Becher, in welchem ein nicht ganz bis auf den Boden hinabreichender Porzellanbehälter hängt; den hierdurch entstehenden Zwischenraum füllt man durch einen Theelöffel voll Wasser aus. Das Ei wird nicht in der Schale gekocht, sondern in den Porzellan-einsatz eingeschlagen, hierauf der Apparat mit dem Deckel verschlossen und der Spiritus, welcher in die den Becher umgebende Rinne zu gießen ist, angezündet. Das Ei ist in wenigen Minuten gekocht und wird dann selbstverständlich in dem Kocher serviert; es soll — in letzterem bereitet — sich durch besonderen Wohlgeschmack auszeichnen. Der Preis des Eierkochers, dem ein kleines Gefäß zum Abmessen der richtigen Quantität Spiritus beigegeben wird, beträgt 3,50 Mark.



Eierkocher.

### Nachtlampe und Laterne aus cuivre poli. Zwei kleinere

für den Weihnachtstisch trefflich geeignete Gegenstände, welche stil- und kunstgerecht in cuivre poli ausgeführt, sowie dem Stil der Metallprägung entsprechend mit Bugenscheiben versehen sind, und auf welche wir des mäßigen Preises halber — 4,50 Mark pro Stück — besonders aufmerksam machen



Laterne.

Nachtlampe.

**Der Tranzierbesteckhalter,** welchen nebenstehende Skizze veranschaulicht, vervollständigt die Zahl der neuen Tafelgeräte und bietet dem Tranzierbesteck, wenn dasselbe aus der Hand gelegt wird, einen festen Platz, so daß solches nicht mehr auf dem Tischtuch herum liegt und dasselbe besteckt. Der kleine Apparat ist aus vernickeltem Metall hergestellt und kostet mit zwiebelmusterartig decorirtem Porzellangriff 3,75 Mark, mit Metallgriff 3,50 Mark.



Tranzierbesteckhalter.

Als elegante Festgeschenke glauben wir ferner noch kupferne Rauchtische in ganz neuen Modellen zum Preise von 40 Mark empfehlen zu können; die Service werden auch ohne Ständer geliefert und kosten alsdann 30 Mark. Über unseren Weihnachtsstisch für kleinere Geschenke werden wir in der Beilage zu unserer nächsten Modenummer berichten.

Bezugsquelle für die vorstehend beschriebenen Gegenstände: E. C. O. H. n. Königl. Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88. Die illustrierte Weihnachtspreisliste dieser Firma erscheint Anfang Dezember und wird unseren Abonnentinnen auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Dezember“.

Fig. 1. Balltoilette für junge Mädchen. Der 216 Cent. weite Rock aus gelbem Seidenstoff ist am unteren Rande mit einer 6 1/2 Cent. breiten und 7 Cent. oberhalb derselben mit einer 13 Cent. breiten in Zacken ausgeschlagenen Plüschfrisur von gleichem Stoff ausgestattet; außerdem hat man den Rock mit einem vorn und an den Seiten 82, hinten 56 Cent. hohen, in hochstehende Plüschfalten geordneten Bolant überdeckt, welcher aus Spitzenstoff hergestellt und am unteren Rande mit einer 10 Cent. breiten Spitze begrenzt ist. Aus gleicher Spitze und 7 Cent. breitem, am Rande mit Schnürösen begrenztem, gelblichen Atlasband hat man den vorderen und hinteren Lunitateil hergestellt und dieselben mit kleinen Schmetterlingschleifen verziert. Ersterer, etwa 115 Cent. lang und 110 Cent. breit, ist am oberen Rande je von der vorderen Mitte 25 Cent. weit dem Gurt des Rockes gegen genährt, fällt an der linken Seite, mit Ausnahme einer 6 Cent. tiefen, unterhalb des Taillenabchlusses arrangierten Falte, glatt herab und ist längs des rechten Seitenrandes, in der Weise der Abbildung dicht in Falten geordnet, befestigt. Der hintere, etwa 110 Cent. lange, 190 Cent. breite Lunitateil ist am oberen Rande bis auf 12 Cent. Breite in Falten arrangiert, fällt an der linken Seite glatt herab und wird rechts, 68 Cent. weit von dem oberen Rande entfernt, bis zum unteren Rande in Falten geordnet und befestigt; Schlingen und Enden von Atlasband vervollständigen den Rock. Die Taille, deren Vorder- und Rückenteile aus Atlasband und Spitze, deren Seitenteile und Ärmel aus Spitzenstoff hergestellt sind, wird vorn schräg geschlossen und ist mit Schmetterlingschleifen in verschiedenen Größen geschlossen (siehe obenstehende Rückansicht Fig. 1).



Fig. 1.

Seite glatt herab und wird rechts, 68 Cent. weit von dem oberen Rande entfernt, bis zum unteren Rande in Falten geordnet und befestigt; Schlingen und Enden von Atlasband vervollständigen den Rock. Die Taille, deren Vorder- und Rückenteile aus Atlasband und Spitze, deren Seitenteile und Ärmel aus Spitzenstoff hergestellt sind, wird vorn schräg geschlossen und ist mit Schmetterlingschleifen in verschiedenen Größen geschlossen (siehe obenstehende Rückansicht Fig. 1).

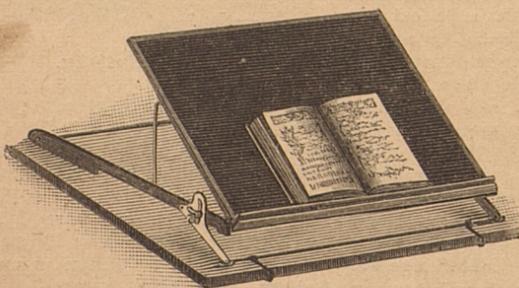
Fig. 2. Gefellschaftstoilette. Die Vorder- und Seitenbahnen aus Taffet sind glatt mit Sammet bekleidet und in der Weise der Abbildung vorn mit einem tablier von Seidenschmuck, Krausgespinnst und Perlen, auf den Seitenbahnen mit einer 30 Cent. breiten Chenillefranze, die mit Quasten und Goldbronzeperlen verziert ist, ausgestattet. Eine 195 Cent. lange, 226 Cent. breite, am unteren Rande abgerundete und mit einem schmalen Tüllfalten-Bolant versehene Schleppe aus reps épinglé, welche an den Seitenbahnen panierartig arrangiert und am oberen Rande in dichte gegeneinander geführte Plüschfalten geordnet ist, vervollständigt den Rock. Die hinten mit kleinem faltigen Schoß versehene, vorn reversartig umgelegte Taille aus gleichem reps épinglé ist mit Laisten, einem Stehtragen und Armelevers von mit Paspementierfiguren überdecktem Sammet ausgestattet und in der Weise der Abbildung mit Guipürespitze garniert; zum Schließen derselben dienen teils Knöpfe und Knopflöcher, teils Haken und Ösen.

### Neuheiten aus allen Gebieten.



**Die Damen-Lorgnette**, zeitweilig durch das Pince-nez verdrängt, ist wieder auf der Bildfläche erschienen und zwar abweichend von der früheren bekannten Form als Lorgnette „Louis XIV.“ mit einem 20—30 Cent. langen Stabe als bequeme Handhabe versehen. Die in nebenstehenden Abbildungen verbildlichten Façons haben wir dem Magazin von Glaué, Berlin, Passage 29 entnommen, wofelbst die Lorgnette „Louis XIV.“ aus Horn, Celluloid und Schildplatt in einfacher und durchbrochener Arbeit in reichhaltiger Auswahl zu finden ist.

**Agerts Universalpult**. Ein vielseitig verwendbares, zunächst für die Schuljugend bei Erledigung der häuslichen Arbeiten bestimmtes Gerät. Die schlechte Körperhaltung der Kinder beim Schreiben ist längst als Quelle frühzeitiger Kurzsichtigkeit und Schädigung der Brust erkannt worden; namhafte Pädagogen und Ärzte haben Agerts Pult als ein Mittel zur Geradhaltung des Körpers empfohlen. Das Pult verdient durch seine leichte Verstellbarkeit besonders auch als Zeichenbrett Beachtung, da es in jede beliebige für den Schwinzel geeignete Stellung gebracht werden kann, was besonders für technisches Zeichnen



wichtig ist. Für stark Kurzsichtige ist das Pult mit besonderer Stellvorrichtung versehen. Auch Erwachsenen wird das Pult willkommen sein, zum Lesen großer und schwerer Bücher, sowie als Notenpult. Agerts Universalpult ist durch die meisten Papier-, Buch- und Spielwarenhandlungen zu beziehen zum Preise von M. 5.25 (mit Hebevorrichtung), M. 3.25 (ohne solche).

### Allerlei fürs Haus.

**Der Grudeherd.\*** Seit undenklicher Zeit wurde in den holz- und kohlenarmen Gegenden des Harzes eine eigentümliche Art von Braunkohle (Grude) als Brennmaterial angewandt, das vor allen ähnlichen den Vorzug hat, ohne Flammenbildung durch lange Zeit fortzuglühen und auf diese Weise eine nicht sehr starke, aber sehr gleichmäßige Hitze zu erzeugen.

Das Kochen von Speisen wurde in der Weise vorgenommen, daß die Töpfe etc. in die glühende Masse eingescharrt wurden. Durch diese langsame Kochen oder Schmoren wurde große Schmachhaftigkeit der Speisen erzielt, ein Vorteil, der jedoch reichlich von dem Nachteil aufgehoben wurde, daß beim Einscharrn der Töpfe nur zu leicht etwas Asche oder Brennmaterial in dieselben gelangte.

Das Vorkommen der Grude war ein zu beschränktes, als daß man daran denken könnte, für diese Mängel bei der Anwendung derselben Abhilfe zu schaffen. Anders war es jedoch, als vor 10 bis 12 Jahren ein ganz ähnliches Brennmaterial im Grudecoaks aufgefunden wurde. Als Rückstand in den Destillationsgefäßen der Braunkohlendestillation zurückbleibend, ist der Grudecoaks in großen Mengen und zu äußerst niedrigen Preisen stets zu haben. Zur Einführung desselben als Brennmaterial war aber die Konstruktion eines Herdes nötig, der selbstredend nach ganz anderen Grundfätzen gebaut sein mußte, als gewöhnliche für Kohlen- oder Holzfeuerung bestimmte Öfen.

Eine Anzahl von derartigen Herden wurde denn auch bald fabriziert, als deren vollkommenster wohl der (seit 1881) von G. Ruff in Halberstadt erzeugte genannt werden muß.

Derselbe wird aus Gußeisen angefertigt, und ist es vor allem die Aschenentfernung, die hier in recht praktischer und bequemer Weise geschieht. Bei allen Grudeöfen älterer Konstruktion muß die Asche von oben entfernt werden, wodurch das Feuer gestört und bei der feinpulverigen Beschaffenheit der Asche viel Staub aufgewirbelt wird; hier geschieht dieselbe in der folgenden Weise:

Der Boden des Feuerraumes wird von zwei Rosten gebildet, deren einzelne Stäbe, jeder etwa zwei Zoll breit, zu einander parallel liegen. Der obere von diesen Rosten kann nun von außen durch einen Handgriff in der Art verschoben werden, daß einmal die Stäbe des oberen Rostes die Zwischenräume der Stäbe des unteren Rostes bedecken, ein anderes Mal dieselben freilassen. In diese letztere Stellung bringt man den Rost, wenn man die Asche entfernen will; dieselbe fällt dann in den darunter befindlichen geschlossenen Aschkasten.

Wenn nun auch der „Grudeherd“ in dieser Weise vervollkommen allen Anforderungen, die wir heute an einen Herd stellen, vollkommen genügt, so ist doch noch die Wartung desselben u. s. w. eine etwas außergewöhnliche und daher für eine kurze Besprechung lohnende.

Besonders das Anzünden des Feuers erfordert etwas Gebuld. Man füllt hierzu das ausziehbare Feuerkasten zu drei Vierteln mit Grudecoaks, deren oberste Schicht womöglich noch warm ist, bringt glühende Kohlen eines Kohlenfeuers darauf und streut neuerdings Coaks darüber. Nach und nach gerät die Masse dann ins Glühen, wozu allerdings oft ein ganzer Tag nötig ist. Ist aber einmal das Feuer angefaßt, so bleibt es nun lange Zeit hindurch (12—16 Tage) ununterbrochen im Brande, bei Nacht läßt es sich auf eine ganz geringe Glut herabbringen, bei Tage in kurzer Zeit zu kräftiger und überaus gleichmäßiger Hitze steigern.

Die Feuerung mit Grudecoaks ist die sparsamste und billigste, die es giebt. Mit einem Zentner Grudecoaks, der etwa 80 Pfennige kostet, reicht man 16 Tage, um alle Mahlzeiten einer kleinen Familie zu bereiten.

Der Umstand, daß man zu jeder Nachtzeit rasch ein Feuer angefaßt hat und damit kochen kann, ist gewiß nicht zu unterschätzen, ebenso hat man bei den erwähnten Öfen von G. Ruff, bei welchen ein geeigneter Wasserbehälter angebracht ist, heißes Wasser stets zur Verfügung.

**Katharina Pratos „Süddeutsche Küche“** ist in zehnter, umgearbeiteter und um fast drei Bogen vermehrter Auflage (Graz, Aug. Hesses Buchhandlung) erschienen. Unter dem Her von Kochbüchern hat kaum ein zweites einen gleichen Erfolg zu verzeichnen gehabt, denn seit seinem ersten Erscheinen anno 1858 sind bis heute über 100 000 Exemplare verkauft worden; gewiß ein Beweis für seinen Wert und seine Verlässlichkeit. Es wäre überflüssig, Pratos Kochbuch unseren süddeutschen Leserinnen anpreisen zu wollen, seine Anschaffung sei aber unseren norddeutschen Hausfrauen auf das wärmste empfohlen. Das Buch bringt nur erprobte Speisevorschriften, nebst allem, was zum Selbsterlernen ausführlich erklärt werden muß; unter dem Titel „Vorkenntnisse“ ist die Bereitungsart oft vorkommender Speiseteile zusammengestellt, so daß die Grundlagen süddeutscher Art der Speisebereitung, die vielfach von der unserigen abweichen, leicht verständlich werden. Mit den süddeutschen Bieren hat ja auch in Norddeutschland der Geschmack an süddeutscher Küche mehr und mehr Platz gegriffen und dies gewiß nicht zum Schaden für Gaumen und Magen. Diejem wohlfeilsten der Kochbücher (696 Seiten, brosch. 4.50 M., gebunden 6 M.) reicht sich ein nicht minder wohlfeiles Lehrbuch der Kochkunst an, auf das wir — gewissermaßen als norddeutsche Gegengabe — besonders unsere süddeutschen Leserinnen aufmerksam machen wollen: Dr. L. Naumann's Systematik der Kochkunst (Dresden, Schönfelds Verlag, 562 Seiten, elegant gebunden Preis 5 M.) ist ein internationales Kochlehrbuch, welches neben einer Fülle selbsterprobter Vorschriften ein reiches wissenschaftlich behandeltes und allgemein interessantes Lehrmaterial bietet und darin als Ergänzung eines jeden Kochbuches dient. Beide Bücher werden dem Weihnachtstisch zur Zierde gereichen.

**Benzinwäsche und dergl.** Mit Seidengarn gestickte Gegenstände lassen sich nur chemisch reinigen (d. h. durch Waschen in Benzin), denn durch nasse Wäsche wird nicht nur die Seide verändert, glanzlos, sondern die Farben leiden auch mehr oder weniger darunter, laufen ineinander oder gehen ganz aus. Gegenstände, gestickt mit buntfarbigem Wollen- oder Baumwollgarn, können, wenn der bestickte Stoff die Napfwäsche verträgt, mit einem kalten Auszug von Quillayarinde oder Seifenwurzel gewaschen werden. Man übergießt etwa einen halben Tag, bevor man wäscht, die Quillayarinde mit kaltem Wasser, rührt einigemal um und gießt kurz vor dem Waschen durch einen dichten Beutel. Die Wäschefähigkeit wird nun mit so viel warmem Wasser versehen, daß sie ganz schwach lauwarm ist und werden die Gegenstände darin zweimal durchgewaschen. Darauf spült man und legt die gespülten und ausgereinigten Sachen in Wasser, welches durch Zusatz von Essig oder Oxalsäure sauer gemacht wurde. Die ausgereinigten Gegenstände werden dann wie üblich getrocknet. Aber auch für solche Gegenstände bleibt die chemische Reinigung die beste. Farben, die durch das Tageslicht verblaßt sind, lassen sich weder durch chemische, noch durch andere Wäsche wieder auffrischen.

\* Vergl. das über diesen Gegenstand auf Seite 286 Gesagte. Das große Interesse, welches den Grudeöfen seitens unserer Abonnenten entgegengebracht wird, macht uns zur Pflicht, das Thema nochmals zu erörtern.

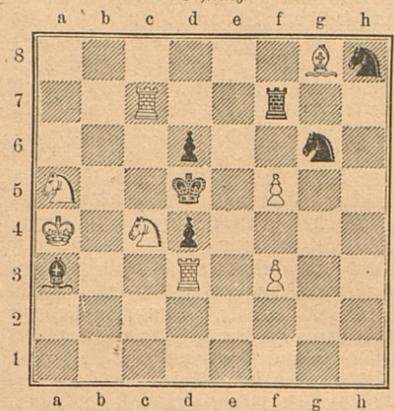
### Für Jung und Alt.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 189.

Von B. M. Neill.  
Schwarz.

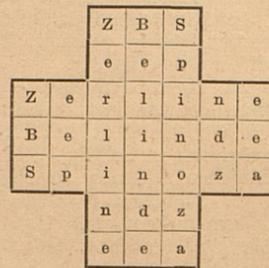
Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 187 Seite 452.



WeiB zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

- 1. T f 3 — e 3. Schwarz.
- 1. K d 5 — c 5. Weiß.
- 2. D a 1 — a 5 matt. A. Weiß.
- 1. . . . . Schwarz.
- 1. c 6 — c 5. Weiß.
- 2. D a 1 — h 1 matt. B. Weiß.
- 1. . . . . Schwarz.
- 1. d 4 n — e 3 ober — d 3. Weiß.
- 2. D a 1 — e 5 matt.

#### Auflösung des Kreuzrätsels Seite 452.



#### Auflösung der Charade Seite 452.

Eisfest.

#### Auflösung des Reimrätsels Seite 452.

- Was hier ich — offenbar Auf Steinen wächst kein — Haar.
- Ist alles gänzlich — wahr In Ausland liegt nicht — Jahr.
- Und jedem Menschen — klar. Auch fließt dort nicht die — Saar.
- Ein Grad ist kein — Talar, Doch hat es feinen — Gar.
- Ein Stiefel ist kein — Paar, Beständ'ges Glück ist — rar.
- Ein Mann ist keine — Schar, Man lebt das ganze — Jahr.
- Ein Papagei kein — Star, Bis an die — Totenbahr.
- Ein Kolibri kein — Kar, Beständig in — Gefahr.
- Man tanzt nicht am — Altar.

### Unterhaltungsaufgabe Nr. 69.

Der Besitzer eines großen Gartens wollte ein rechtwinkliges Beet reihenweise mit einer bestimmten Art von Blumen bepflanzen lassen, von denen er fast 300 vorrätig hatte. Bei der Berechnung der Anordnung stellte sich jedoch heraus, daß 19 Blumen übrig geblieben, wenn in jede Reihe 25 gesetzt wurden, daß aber auch 30 in jeder Reihe nicht Platz finden konnten, weil dann an der letzten Reihe 6 fehlten.

Wie viel Blumen hatte er?

### Ergänzungsaufgabe.

ar a a au bo blon bus car clau cus cin con can en en fi gar go in in ly me me me ni na nus ne ne ne ne nal not ou po sar syn teur ti tor u un us us um um ra. Die obigen 48 Silben sind die Anfangs- und die Endsilben von 24 dreifilbigen Wörtern, welche dieselbe Mittelsilbe haben. Welche 24 Wörter sind gemeint? — e.

### Für den Weihnachtstisch unserer Abonnentinnen

halten wir empfohlen (zu beziehen durch jede Buchhandlung):

**Bazar-Album.** Sechs farbige Musterblätter in Folio-Format mit Vorlagen für Bunt- und Kreuzstich-Stickerei, sowie für Majolika-Malerei. Nebst 2 Musterbogen mit Anleitung und mit Vorzeichnungen in natürlicher Größe. In eleganter farbiger Enveloppe. Preis 5 Mark = 3 fl. 8. B.

**Bazar-Sammelkasten** in Form eines eleg. gebundenen reichverzierten Buches zur Aufbewahrung der einzelnen Nummern des neuen Jahrgangs 1887. Preis 4 Mark = 2 fl. 50 kr. 8. B. (reich vergoldete Ausgabe) und 3 Mark 50 Pf. = 2 fl. 20 kr. 8. B. (einfachere Ausgabe).

**Bazar-Einbanddecke für Jahrg. 1886** in eleg. Goldprägung und Schwarzdruck mit reichster Vergoldung. Preis 2 Mark 80 Pf. = 1 fl. 75 kr. 8. B.

Administration des „Bazar“, Berlin W.

### Zur gefälligen Beachtung.

Der Gesamt-Auflage dieser Nummer liegt bei eine Anfristung der Herren Gebrüder Senf, Verlagshandlung und Briefmarkengeschäft in Leipzig, betreffend „Schaubek's Briefmarken-Album“.

Seit das Briefmarkensammeln sich zu einer Liebhaberei für Jung wie Alt herausgebildet hat und für jeden Sammler der Welt ein wirklich gutes Album eine wichtige Angelegenheit geworden, ist der friedliche Wettbewerb um „das beste Album“ immer heftiger entbrannt; wir empfehlen deshalb Respektanten die sorgfältige Prüfung auch der obigen Ankündigung.